1,40 DM / Band 78
Schweiz Fr 1,60 / Österr. S 10,-

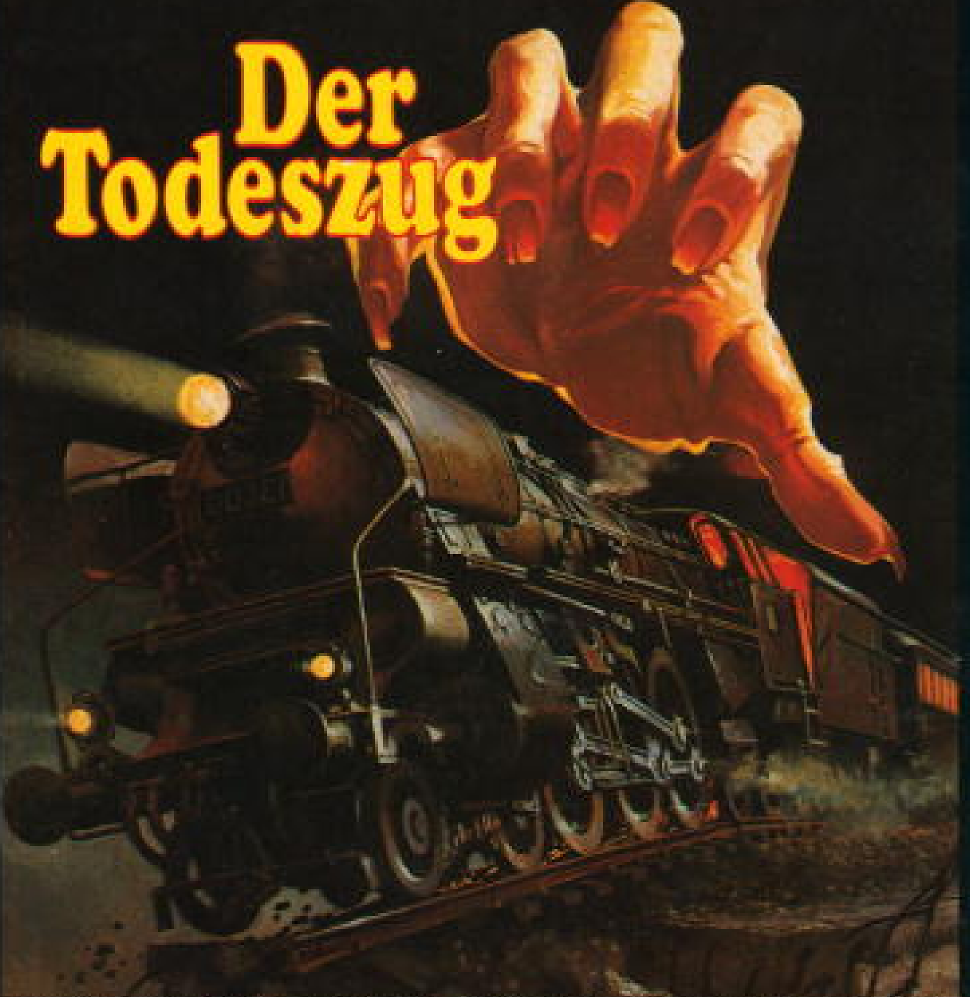
Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Der Todeszug

Belgien F 27 / Frankreich F 3,50 / Italien L 650 / Luxemburg F 25 / Niederlande f 1,60 / Schweden kr 4,25 i.m. / Spanien P 60



Der Todeszug

John Sinclair Nr. 78

von Walter Appel

erschienen am 01.01.1980

Titelbild von Vicente Segrelles

Sinclair Crew

Der Todeszug

Asmodis, der Herr der Hölle, griff nach der Erde.

Überall spürten wir sein teuflisches Wirken. Eines seiner Werkzeuge war die Höllenhand.

Und er packte mit ihr den Todeszug.

Der Güterzug fuhr von Chieti her durch die nächtlichen Abruzzen. 46 Waggons und Güterwagen ratterten und dröhnten hinter der Dampflok über die Schienen. Am Morgen sollte die Ladung in Rom am Güterbahnhof entladen werden.

Bis dahin hatte der Lokführer Aldo Tuzzi, der Heizer und der ebenfalls mitfahrende Bahnarbeiter noch eine lange, eintönige Nacht vor sich. Der nächste Aufenthalt war in Celano vorgesehen, wo drei Waggons abgekoppelt und dafür zwei andere angehängt werden sollten.

Aldo Tuzzi saß auf dem Lokführersitz und blickte konzentriert auf die Strecke. Von Zeit zu Zeit kontrollierte er das Manometer. Heizflächenbelastung, Steuerung, Geschwindigkeit und andere Werte konnten er und sein Heizer ebenfalls an den Instrumenten ablesen.

Tuzzi kannte die Strecke wie seine Westentasche. Er wußte, wann sie sich Signalen und Langsamfahrstellen näherten.

Lokführer und Heizer tranken Kaffee aus der Thermosflasche, rauchten gelegentlich eine Zigarette und unterhielten sich. Der Bahnarbeiter fuhr hinten in einem Arbeitswagen mit und hatte sich wahrscheinlich aufs Ohr gehauen.

»Diese Strecke fahre ich jetzt schon seit über dreißig Jahren«, sagte Tuzzi. »Mir persönlich ist nie etwas besonders Aufregendes passiert in all der Zeit. Von dem großen Zugunglück vor 15 Jahren habe ich nur mitgekriegt, daß der ganze Fahrplan umgekrempelt wurde.«

Er nahm einen Zug aus seiner Zigarette und seufzte: »Manchmal wünsche ich mir eine von den superschnellen E- oder Dieselloks fahren zu können. Ich möchte nach Rimini, Mailand, Florenz und Venedig. So ist es immer nur der gleiche Trott mit der alten Dampfchaise.«

Der Heizer, zehn Jahre jünger als der dreiundfünfzigjährige Tuzzi und eine viel simplere Natur, hatte nie solche Träume gehabt.

»Sei doch froh, daß du Arbeit hast, und daß nichts Besonderes vorfällt, Aldo«, antwortete er. »Denn die außergewöhnlichen Sachen wirken sich meistens unangenehm aus, zumindestens für unsereinen.«

Er fuhr fort, nach Tuzzis Abschweife von seinem Garten zu erzählen, von den paar Äckern, die er neben seiner Arbeit bei der Bahn noch bewirtschaftete, und von dem Streit, den er mit einem Anlieger wegen einer Ackergrenze hatte.

»Jedesmal pflügt der Kerl eine Furche mehr auf mein Gelände herüber«, sagte er. »Jahr für Jahr dasselbe. Und den Grenzstein versetzt er auch.«

»Warum zeigst du ihn denn nicht bei den Carabinieri an?«

»Das gibt mir zuviel Scherereien und Papierkrieg. Ich pflüge einfach wieder zu ihm hinüber und setze den Grenzstein alle paar Jahre zurecht. Damit hat sich der Fall.«

Der Lokführer schüttelte den Kopf. Automatisch überblickte er die Instrumente. Es war alles in Ordnung. Tuzzi sah auf seine Uhr.

23 Uhr 10, also noch eine gute halbe Stunde bis Celano. In etwa zwanzig Minuten sollte der Nachtzug nach Pescara aus der anderen Richtung passieren.

Die Strecke verlief hier zweigleisig. In vielen Windungen führte sie durchs Gebirge, und ab und zu durch einen Tunnel.

Endlos zogen sich die Schienenbänder dahin. Der Dampf aus dem Schornstein wehte über die lange Reihe der Waggons und Wagen.

Tuzzi schaute wieder nach vorn. Außerhalb des Lichtbereichs der Scheinwerfer war nicht viel zu erkennen. Aber da gab es auch bei Tag außer Steinen und Büschen nichts zu sehen. Nur ab und zu einmal ein entlegenes Bergbauerngehöft.

Doch plötzlich sprang Tuzzi auf wie elektrisiert. Dabei schüttelte er dem Heizer den heißen Kaffee über die Hose.

»He!« beschwerte sich der. »Aldo, was hast du denn?«

Der Lokführer betätigte das Warnsignal.

»Da ist einer vor uns auf den Schienen!« schrie er.

Der Heizer sprang hoch. Während die Dampfpfeife losschrillte, sah auch er die groteske Gestalt auf den Schienen, einige Hundert Meter vor der Lok. Der Güterzug nahm gerade eine Steigung und fuhr deshalb langsamer.

Trotzdem verringerte die Entfernung sich rasch.

Auch der Heizer erkannte die bleiche, fast durchscheinende Gestalt. Wie ein Gespenst sah sie aus, vielleicht zwei Meter hoch, aber mit deutlich erkennbaren Armen und Beinen. Sie schien auf den Gleisen zu hüpfen und zu tanzen, sie fuchtelte mit den Armen.

Die Dampfpfeife gellte. Der Lokführer hatte sie arretiert, er griff zum Notbremsventil.

Der Güterzug war inzwischen bis auf 300 Meter an die Gestalt herangekommen.

»Nicht bremsen, Aldo!« schrie der Heizer da. »Das ist kein Mensch!«

»Kein Mensch?« fragte der Lokführer perplex. »Ja, was denn sonst?«

»Das weiß ich nicht. Ein Geist, ein Gespenst! Wenn du anhältst, sind wir verloren.«

Während des kurzen Gespräches hatte der Zug weitere Meter zurückgelegt, ohne daß der Lokführer bremste. Er schaute schärfer hin. Tatsächlich, ein normaler Mensch konnte diese Erscheinung keinesfalls sein.

Ihre Beine berührten den Schienendamm nicht, jetzt sah es der Lokführer. Ein eisiges Gefühl erfüllte ihn. Wie sollte er sich verhalten? Die Vorschriften sagten eindeutig, daß der Zug zu stoppen war, wenn ein Mensch auf den Gleisen stand.

Aber über Spuk und Geister stand nichts in den Vorschriften.

Der Güterzug raste näher. Die Räder ratterten und stampften, die Dampflokomotive fauchte, und die Pfeife schrillte gellend. Der Lokführer und der Heizer sahen nun deutlich, daß sie keinen Menschen vor sich haben konnten.

So groß, so blaß und so grotesk war kein Mensch von dieser Welt. Aldo Tuzzis linke Hand lag am Griff des Notbremsventils.

Aber Tuzzi betätigte ihn nicht, denn sein Heizer schrie wieder: »Nur nicht bremsen, Aldo, sonst kommt er auf die Lok! Das ist ein Geist, er will uns etwas antun!«

Tuzzi brauchte sich nicht mehr zu entscheiden, ob er bremsen sollte oder nicht, denn die Lok hatte die unheimliche Erscheinung bereits erreicht. Direkt vor dem Kessel warf sie noch einmal die Arme hoch.

Das weiße Gesicht mit den dunklen Augenhöhlen verzerrte sich, der Mund öffnete sich zu einem Schrei. Doch wenn der Geist ihn ausstieß, dann übertönte ihn die Dampfpfeife.

Dann war die Lok über die Stelle weg und hatte damit auch die Steigung überwunden. Die Güterwaggons folgten. Der Geist war verschwunden.

Schweißgebadet standen Lokführer und Heizer im Führerhaus. Der Heizer dachte nicht mehr an seine vom Kaffee durchnäßte Hose. Auch sein Kaffeebecher und die Zigarette lagen am Boden.

»Ein Glück, wir sind den Spuk los, Aldo!« stöhnte er aus tiefstem Herzen. Aber schon im nächsten Moment packte ihn neues Entsetzen. »Aldo, Aldo, da ist er! Links an der Tür! Er will zu uns herein! Aldo! Aldo!«

Der Lokführer schaute zur Seite und schrie gleichfalls auf. Das bleiche Gesicht und die Schultern waren am Fenster der schweren Lokomotivtür zu sehen. Die dunklen Augenhöhlen fixierten die beiden Männer.

Die dunkle Öffnung des Mundes schien Worte zu formen, aber es war nichts zu verstehen. Der Geist schüttelte den Kopf, dann hob er den rechten Arm.

Ein schlimmer Anblick bot sich. Die Hand fehlte. Der Arm endete knapp unterhalb des Handgelenks in einem blutigen Stumpf. Das Gespenst, das sonst so weiß wie Dampf oder kompakter Nebel aussah, hatte einen blutigen Armstumpf.

Es schwenkte ihn hin und her und schüttelte den Kopf.

»Aldo! Aldo!« kreischte der Heizer. »Es kommt zu uns herein! Unternimm doch etwas!«

»Hör auf zu schlottern, du Feigling!« fuhr der Lokführer den Heizer an. »Nimm den Dampfschlauch, darin öffne das Fenster und gib ihm Saures! Na los doch, beeil dich!«

»Ich kann nicht, Aldo!«

»Du mußt!«

Der Lokführer fügte einen lästerlichen Fluch hinzu. Er wußte nicht, ob der heiße Dampf etwas gegen den unheimlichen Beifahrer nutzen würde. Aber Aldo Tuzzi wollte es zumindestens versuchen.

Denn eine eisige Kälte kroch in das Führerhaus der Lok, in dem es zuvor stickig heiß gewesen war. Die Kälte strahlte von der Geistererscheinung aus.

Mit zitternden Händen packte der Heizer den Schlauch mit der Düse am Ende. Er war an ein Druckventil angeschlossen und diente dazu, entweder Wasser aus den Rohren abzulassen oder Heißdampf auszublasen.

Der Heizer drehte das Dampfventil auf. Er faßte die Düse, spürte wie der Schlauch sich straffte, als der kochend heiße Wasserdampf hineinschoß. Doch noch war die Düse geschlossen.

»Ich… ich traue mich nicht!« jammerte der Heizer.

Der Lokführer fluchte, sandte dann ein Stoßgebet zum Himmel. Er wollte seinen unheimlichen Beifahrer, der sich immer wilder und verzweifelter gebärdete, auf jeden Fall loswerden. Er stellte die automatische Steuerung ein und ging entschlossen ans Fenster.

Mit einem Ruck riß er es herunter. Der Fahrtwind fauchte herein und brachte eine Kälte wie vom Nordpol. Der Lokführer starrte in das weiße Gesicht mit den undeutlich erkennbaren Konturen und dem aufgerissenen Mund.

Durch den Lärm der Kolbenmaschine und der Räder, durch das Rattern, Dröhnen und Fauchen und das Gellen der Dampfpfeife hörte Aldo Tuzzi es wie ein leises Wispern.

»Anhalten! Anhalten! Nicht weiter! Gefahr!«

Der Geist sprach. Er streckte den blutigen Armstumpf ins Führerhaus. Aldo Tuzzi wich zurück. Im nächsten Moment fauchte der Heißdampfstrahl aus der Düse, traf fauchend die bleiche Fratze am Fenster und hüllte sie ein.

Der Heizer richtete den Dampfstrahl genau auf den gespenstischen Mitfahrer und vernebelte ihn. Der Geist war nicht mehr zu sehen. Dampfschwaden drangen ins Führerhaus der Lok. Aldo Tuzzi übernahm wieder das Steuerrad, er schob den Reglerhebel vor und beschleunigte.

Die Sicherheitsgrenze war ihm jetzt egal. Er wollte so schnell wie möglich fort und Celano erreichen, wo er auf der Station Menschen sehen und sprechen konnte. Wie jeden normalen Menschen erfüllte das Übernatürliche ihn mit tiefem Schrecken und Horror.

Fort! Fort! Fort! hämmerte es in ihm im Rhythmus mit dem Stampfen der Pleuelstangen der Lok. Der Heizer stellte das Dampfgebläse zuerst probehalber einmal ab. Der Geist war verschwunden. Aber noch wagte der Heizer es nicht, das Dampfventil wieder zuzudrehen.

Er war käsebleich im Gesicht, seine Knie schlotterten.

»Er ist weg, Aldo! Das war um Haaresbreite. Wenn wir angehalten hätten oder wenn das Gespenst ins Führerhaus gelangt wäre, dann wäre etwas Fürchterliches geschehen.«

Aldo Tuzzi glaubte das auch. Er atmete auf. Die Eiseskälte war aus dem Führerhaus gewichen.

»Schließ das Fenster!« befahl der Lokomotivführer dem Heizer.

Der schickte sich an zu gehorchen. Der Lokomotivführer stellte die Dampfpfeife ab und schaute wieder nach vorn. Ein neuer Schrecken erwartete ihn nach dem gerade erst überstandenen. Die Lok passierte in einer Kurve ein Signal, das auf freie Fahrt stand.

Hinter der Biegung, vor dem anfahrenden Zug, glühte es düsterrot. Es war ein Stück vor einem Tunnel, als sei da eine riesige Ofentür geöffnet oder ein Tor zur Hölle, groß genug, um ein halbes Dutzend Lokomotiven einfahren zu lassen.

Schwefelgelbe und -grüne Dämpfe waberten. Aldo Tuzzis Herz setzte einen Schlag aus, er brachte keinen Ton über die Lippen. Er wollte bremsen. Aber da sah er, wie eine riesige Hand aus dem düsteren Glutbereich herausfaßte, die Finger zum Zugreifen gepackt.

Gelber und roter Schein umloderte sie. Die Hand schien zu qualmen. Die überlangen, wie Krallen anmutenden Fingernägel waren deutlich zu erkennen.

Aldo Tuzzi stand wie gelähmt. Auch der Heizer sah nun die Hand. Er brüllte auf und schlug die Hände vor die Augen. Den Dampfschlauch ließ er fallen. Wimmernd sank er auf den Boden nieder.

Aldo Tuzzi aber hieb den Notbremshebel voll hinunter. Die Räder der Lok blockierten, eine Sekunde später wurden auch die der Waggons jäh gebremst. Die Funken stoben nur so von den Gleisen. Die Bremsen und die stählernen Räder auf dem Schienenmetall kreischten, daß es das Trommelfell zerreißen konnte.

Aber der schwere Güterzug mit der Lok davor stand so schnell nicht. Die Hand öffnete sich noch weiter, wie eine Kralle. Sie schnellte dem näherkommenden Güterzug entgegen, und dann packte sie zu.

Der Lokführer brüllte, als die schwere Dampflok mit Urgewalt von den Schienen gerissen wurde wie eine Spielzeugeisenbahn. Der ganze Güterzug entgleiste. Es donnerte, krachte, polterte und dröhnte wie beim Weltuntergang, der Boden erzitterte.

Der Kessel platzte auf, Leitungen zerbarsten, und heißes Wasser spritzte, Dampf zischte, Glut wurde in der Umgebung verstreut. Die Höllenhand hieb die Lok ein paarmal auf die Erde, während die Waggons aus den Schienen sprangen und sich donnernd ineinanderschoben.

Das Chaos war perfekt. Metallmassen krachten in dem Bergtal gegen- und ineinander, und nichts blieb heil. Der Lokführer hatte sich am Führerstand festgekrallt. Er wurde hin und her geschleudert,

Schmerzwellen schossen durch seinen Körper. Er wußte nicht mehr, wo oben und wo unten war.

Instinktiv klammerte er sich fest. Der Heizer lebte bereits nicht mehr, und der Bahnarbeiter wurde im Durcheinander der verkeilten Waggons zerquetscht.

Die Höllenhand hatte die Lok losgelassen und schmetterte als geballte Faust in das Durcheinander von Stahl, Blech, Holz und aufgeplatzten Kisten. Qualm und Dampf stiegen aus dem geborstenen Tender der Lok. Koks und Holzteile lagen verstreut, und wenn die Glut der Feuerungsanlage sich durchfraß, mußte ein Brand entstehen.

Spielerisch packte die Höllenhand ein paar Waggons und donnerte sie gegen den Felshang oder in das verkeilte Durcheinander hinein.

Der glühendrote Schein lohte wie ein Fanal. Dann zog die Hand sich zurück, zuckend, langsam, wie widerwillig. Ein teuflisches Gelächter gellte schaurig durch die Abruzzen.

Und eine Donnerstimme rief: »Das was Asmodis' Hand!«

Wieder dröhnte das Gelächter. Die Hand aber zog sich in den düsterroten Schein zurück und verschwand darin. Das Satanslachen verstummte. Der düsterrote Schein wurde blasser und schwächer, er nahm ab und verschwand endlich völlig.

Ein Bild des Grauens blieb zurück. Der Güterzug war völlig zerstört, die Trümmer lagen in weitem Umkreis um die Schienen verstreut. Aus diesem katastrophalen Durcheinander aber kroch der Lokführer Aldo Tuzzi.

Es war ihm irgendwie gelungen, sich aus der demolierten Lok zu befreien, er wußte selbst nicht wie. Hinter ihm prasselten bereits die ersten Flammen, fanden Nahrung und loderten höher.

Aldo Tuzzi war furchtbar zugerichtet. Doch er schaffte es, dem Bereich des drohenden Feuers zu entkommen. Hinter einem Felsen, bei einem auf der Seite liegenden, völlig eingedrückten Güterwaggon blieb er bewußtlos liegen.

***

Wir flogen über die Adria auf Rom zu. Bald würde die Aufforderung über den Bordlautsprecher ertönen, sich anzuschnallen und das Rauchen einzustellen. Ich saß auf dem mittleren von drei Sitzen in der 14. Reihe der BAG One-Eleven. Rechts neben mir Suko, der den Schlaf des Gerechten schlief, links eine blonde Schönheit mit korallenrot geschminktem Mund und blauen Lidschatten.

Sie war so freundlich wie ein junges Kätzchen und sehr aufgeregt, denn es handelte sich um ihre erste Auslandsreise. Neunzehn Jahre war sie jung und fest entschlossen, in der römischen Filmstadt Cinecitta eine Karriere als Filmstar zu machen.

Ein Londoner Agent hatte sie an einen recht bekannten italienischen

Produzenten vermittelt. Die Kleine nannte sich Candice Bryant und plapperte in einem fort. Ihre Oberweite und die restliche Figur konnten sich sehen lassen. Das Gesicht unter der blonden gelockten Haarmähne war reizend.

Aber die blauen Augen wurden von keiner überragenden Intelligenz getrübt.

»Ssiessind ja ein toller Mann, Mr. Ssinclair«, sagte sie, denn sie stieß mit der Zunge ein wenig an. »Ssie jagen alsso richtige Gangsster?«

Wir hatten uns während des Fluges unterhalten. Ich wußte, was Miß Bryant nach Rom führte, und sie kannte meinen Beruf. Allerdings nicht meine Profession als Geisterjäger. Ich hätte dienstlich in Rom zu tun, so hatte ich gesagt, und das stimmte auch zum Teil.

»Das läßt sich bei mir nicht vermeiden, Miß Bryant«, antwortete ich. »Ich wünsche Ihnen viel Glück in Cinecitta. Wenn ich Ihren Namen später mal auf einem Filmplakat lese, werde ich mir den Film auf jeden Fall anschauen. Aber seien Sie auf der Hut, und glauben Sie nicht alles, was man Ihnen so erzählt. Die Filmbranche ist nicht ohne.«

»Ich weiss, wass Ssie meinen, Mr. Ssinclair. Da jgibt ess viele Männer, die einem Mädchen wer weiss wass verssprechen, nur weilssie mit ihrsschlafen wollen. Aber ich gehe nur mit Männern inss Bett, die wirklich ernsste Absichten haben.«

»Woran merken Sie das denn, Miß Bryant?«

»Ich frage danach«, antwortete das blutjunge Filmstarlet mit entwaffnender Naivität.

Au Backe! Da hatten die römischen Partylöwen ein gefundenes Fressen. Aber meine Aufgabe war es nicht, der knusprigen Candice Bryant moralinsaure Ratschläge mit auf den Weg zu geben. Sie mußte es entweder allein erleben und schaffen, oder nach London zurückkehren und als Friseuse arbeiten wie zuvor.

Die Landeansage erfolgte. Ich drückte meine Zigarette im Ascher aus und gab Suko einen Rippenstoß. Mein chinesischer Freund grunzte und öffnete das linke Auge. Ich schnallte mich an.

Candice Bryant fummelte hilflos mit den Gurten herum, ich mußte ihr helfen.

Vor der Landung auf dem Flughafen in Fuimicino fragte ich Miß Bryant noch: »Entschuldigen Sie, es geht mich vielleicht nichts an. Aber wird Ihnen Ihre Sprache nicht etwas hinderlich sein beim Film?«

Sie lächelte strahlend.

»Ssie meinen, weil ich ein bisschen lisspele? Ssie haben ess alsso bemerkt? Dass macht gar nichtss, dass wird alless wegssynchronissiert, hat mein Agent gessagt.«

»Na, dann steht dem ja nichts im Weg, daß Sie eine zweite Monroe werden, Miß Bryant.«

Das Kompliment machte sie glücklich. Die Maschine von British

Airways setzte nun am Boden auf und rollte zum Flugsteig. Wir standen auf und nahmen unser Handgepäck. Ich riet Miß Bryant, ihren Mantel, den sie in London noch dringend gebraucht hatte, erst gar nicht anzuziehen.

Denn während in London der April kalt und regnerisch war, strahlte hier die Sonne wie im Akkord.

Die netten Stewardessen verabschiedeten uns am Ausstieg. In der Terminalhalle wurde Miß Bryant bereits von einem gutaussehenden Jüngling mit Pommade im schwarzen Kraushaar und eng tailliertem Anzug sowie einen Fotografen erwartet. Der Fotomensch hob gleich den Apparat, und der Pomadisierte schloß das Starlet überschwenglich in die Arme und küßte sie auf beide Wangen.

»Carissima, willkommen, Rom wird Ihnen zu Füßen liegen!«

Die Filmwelt hatte Candice Bryant aufgenommen.

Sie winkte mir zum Abschied zu und rief noch: »Passen Sie auf wegen der Gangster, Mr. Sinclair!«

»Sie auch!« rief ich zurück.

Suko blinzelte mir zu.

»Du kannst das Flirten eben nicht lassen, John. Was würde Jane Collins dazu sagen?«

»Sei ruhig, du Murmeltier. Gleich fängt der Ernst unseres Auftrages an. Hier sehe ich niemanden mit dem ›Il Messagero‹ unter dem Arm, der uns erwarten würde. Roberto Leone wird wohl am Zoll sein.«

Wir zogen los. Am Gepäckband mußten wir eine Weile warten, bis unsere Koffer kamen. Ein paar von den Fluggästen rannten und drängelten auf dem Weg zum Zoll, als ob es gelte, auf der sinkenden »Titanic« die letzten Rettungsboote zu erwischen.

Wir ließen uns mehr Zeit und standen deshalb ziemlich weit hinten in der Schlange. Im Raum mit den drei Zollschaltern sahen wir dann den Mann, der uns hier treffen und zum Innenministerium weiterleiten sollte. Roberto Leone war mittelgroß und Anfang Dreißig.

Er wirkte eher durchschnittlich. Brille und Pfeife sollten ihm ein intellektuelles Aussehen verleihen. Er erkannte uns sofort, schließlich war Suko der einzige Chinese bei dem ganzen Flug gewesen und außerdem ein Brocken, den man nicht übersehen konnte.

Leone sprach mit einem Zolloffizier und eilte gleich zu uns her. Er begrüßte uns sehr freundlich.

»Mr. Sinclair, Mr. Suko, ich bin sehr froh, auch persönlich, daß New Scotland Yard dem Ersuchen so schnell gefolgt ist. Die Zollkontrolle können Sie sich sparen, wir fahren sofort nach Rom.«

Von Fiumicino nach Rom waren es immerhin 30 Kilometer. Ein dunkler Fiat 130 B mit dem Stander des Innenministeriums wartete draußen vor dem Terminal. Ein Chauffeur saß am Steuer. Als wir im Wagen auf der Autobahn von der Küste in Richtung Rom fuhren,

erklärte Roberto Leone sich genauer.

Sein Bruder, der Vorsteher der Eisenbahnstation Celano in den Abruzzen, steckte wegen des schweren Güterzugunglücks vor vier Tagen arg in der Klemme. Er wurde der Sabotage beschuldigt, man lastete ihm auch die Schuld an anderen, leichteren Sabotage- und Unglücksfällen an, die sich in der letzten Zeit an jener Bahnlinie in den Abruzzen ereignet hatten.

An übernatürliches Wirken mochten die Herren von der Eisenbahndirektion und die Untersuchungskommission nicht glauben. Roberto Leono hatte nun einen Staatssekretär beim Innenministerium mobilisiert und erreicht, daß ein Spukexperte hinzugezogen werden sollte.

Es war auch in Rom bekannt, daß New Scotland Yard eine Sonderabteilung unterhielt, die speziell übernatürliche Fälle untersuchte und aufklärte. Deshalb wandte sich das Innenministerium nach Abstimmung mit der italienischen Kriminalpolizei und einem Hinweis an die Eisenbahndirektion mit einer Anfrage ans britische Außenministerium.

Von dort wurde mein direkter Vorgesetzter, der neuerdings geadelte Superintendent Powell, angesprochen.

»Sie können mal etwas für die Völkerverständigung innerhalb der EG leisten, John«, so hatte Sir Powell gemeint. »In Italien liegt ein Fall an, der in Ihr Ressort fallen dürfte. Nehmen Sie gleich morgen die Frühmaschine. Seien Sie froh, daß Sie dem scheußlichen Londoner Wetter entkommen.«

»Was ist mit Suko?« so hatte ich gefragt. »Ein Spuk, der ganze Güterzüge entgleisen läßt und zertrümmert, dürfte keineswegs harmlos sein.«

»Hm, hm«, so räusperte sich Sir Powell. »Da weiß ich wirklich bald nicht mehr, wie ich Ihre Spesenrechnungen noch mit dem Etat vereinbaren soll.«

»Ihre Majestät und das Empire werden doch nicht knausern, wenn es sich um die Interessen der gesamten Menschheit und den Kampf gegen die Mächte der Finsternis handelt.«

»Hm, hm, also gut, wenn Sie meinen, Oberinspektor Sinclair. Suko soll Sie begleiten. Auf der üblichen Basis.«

Jetzt waren wir also in Italien. Ohne Roberto Leones Initiative und verschiedene Beziehungen hätte man mich bestimmt nicht so schnell oder gar nicht angefordert. Beim Innenministerium sollten wir weitere Einzelheiten erfahren und dann sofort in die Abruzzen weiter reisen.

»Dem Güterzugunglück in den Abruzzen wäre um ein Haar noch eine viel schwerere Zugkatastrophe gefolgt«, erklärte Roberto Leone in ausgezeichnetem Englisch. »Der Lokführer des Nachtexpresses nach Pescara konnte den Zug gerade noch zum Stehen bringen. Sonst wäre

er in die Trümmer des Güterzuges hineingekracht und ebenfalls entgleist.«

Wir hatten Rom erreicht, die Ewige Stadt. Auch jetzt am Vormittag wir waren schon um 5 Uhr 30 in London abgeflogen herrschte viel Verkehr auf den Straßen. Unser Chauffeur betätigte immer wieder die Hupe.

Die römischen Autofahrer waren für ihren rasanten Fahrstil bekannt. Wir fuhren durch den Stadtteil Ostiense und am Forum Romanum und dem Kolosseum vorbei ins Stadtzentrum. Roberto Leone erwähnte einige Sehenswürdigkeiten Roms. Zeit zum Besichtigen würden Suko und ich kaum finden.

Zumindestens nicht, solange wir mit unserem Fall beschäftigt waren.

Auf der Via Quirinale passierte es dann. Wir fuhren an der Kreuzung mit der Via delle Quatro Fontane gerade wieder an. Der Carabinieri auf der Kreuzung hatte unsere Fahrtrichtung freigegeben.

Ein schnittiger Alfa Romeo auf der Fahrspur neben uns raste plötzlich herüber.

»Achtung!« schrie ich noch, da krachte es auch schon.

Der Alfa-Fahrer hatte das Steuer verrissen und fuhr uns genau in die linke Flanke. Kurz vor der Kreuzung knallte es. Suko, der vorn auf dem Beifahrersitz saß, wurde mit dem Kopf hart gegen den Fensterholm geschleudert.

Wir waren alle nicht angeschnallt, weil der Wagen über keine Gurte verfügte. Deshalb holten wir uns blaue Flecken. Bei höherem Tempo hätte es für uns alle schlimmer ausgesehen.

Der Aufprall war kaum vorbei, als der Fahrer versuchte, die Fahrertür zu öffnen. Es ging nicht, sie klemmte. Auch meine Tür ließ sich nicht öffnen.

Der Alfeo Romeo hatte sich in die linke Seite des Fiat 130 B gebohrt und diese zerbeult wie eine Konservendose. Beide Fahrspuren waren blockiert. Hinter uns stauten sich Fahrzeuge, es gab noch zwei leichte Auffahrunfälle.

Die Bremsen quietschten und Hupen gellten. Die Signalpfeife des Carabinieri, der den Verkehr regelte, schrillte. Der Alfa-Fahrer, ein junger, kräftig gebauter Mann mit einer Sportjacke, stieg bereits aus seinem Wagen.

Ich zwängte mich an dem noch benommenen Roberto Leone vorbei und stieß die Tür auf der anderen Wagenseite auf. Ich stieg aus.

Suko blockierte für unseren Chauffeur den Ausstieg. Der Alfa-Fahrer kam um den dunklen Fiat herum auf mich zu. Seine Bewegungen hatten etwas Abgehacktes. Seine Augen hinter den dunklen Gläsern der Sonnenbrille konnte ich nicht sehen, aber ich hätte gewettet, daß sie starr und glasig waren.

Während empörte Autofahrer ausstiegen und schimpften und

Zuschauer zusammenliefen, näherte sich mir der Fahrer, der den Unfall verursacht hatte. Er steckte die rechte Hand in die Tasche.

»Stop!« rief ich. »Bleiben Sie stehen und rühren Sie sich nicht!«

Stop war international. Ob er den Rest verstand, wußte ich nicht. Selbst wenn, er kümmerte sich nicht darum. Ein Fauchen drang über seine Lippen, er bleckte die Zähne wie ein Raubtier.

Dann riß er die Hand aus der Tasche. Er hielt ein Stilett darin. Die Messerhand schoß vor, er hätte mich genau in die Herzgegend getroffen. Ein Mann mit langsameren Reflexen wäre tot gewesen.

Ich riß den Oberkörper zur Seite.

Das Stilett zerfetzte mein Sommerjackett, ritzte aber nicht einmal die Haut. Ein paar Zuschauer schrien auf. Meine zwei Konterschläge hätten auch einen kräftigen Mann glatt zu Boden geschickt.

Aber mein Gegner registrierte sie kaum. Mit einem knurrenden Laut kreiselte er herum. Wieder verfehlte mich das Stilett knapp. Der Unglücksfahrer griff an, er trieb mich auf das Schaufenster des Blumengeschäfts an der Ecke zu.

Meine Beretta lag im Koffer. Einen Versuch mit dem silbernen Kreuz zu starten, das ich unterm Hemd um den Hals trug, hatte ich keine Zeit. Ich brachte einen Karatetritt an. An die feine englische Art durfte ich mich nicht halten, wenn ich am Leben bleiben wollte.

Der Angreifer zuckte zusammen, marschierte aber weiter. An der Kreuzung war der Verkehr blockiert, der Carabinieri stieg von seinem Podest, um zu uns herüberzueilen. Er pfiff mit der Trillerpfeife.

Von den Zuschauern griff keiner ein. Die Leute waren zu verdutzt oder zu feige. Der Angreifer stürmte vor.

Ich steppte erst im letzten Moment zur Seite. Ein Handkantenschlag traf den Nacken des Gegners. Er fiel nicht. Aber weil er zu rasant angestürmt war, rannte er genau ins Schaufenster.

Wie vom Katapult geschnellt, schoß der Mann durch die Scheibe und landete in den Blumendekorationen. Es klirrte und schepperte, als die Scheibe zerbarst und in Scherben auf den Bürgersteig fiel.

Die Schaufensterscheibe hatte ein großes Loch. Doch mein Gegner regte sich bereits wieder. Das Stilett war ihm entfallen. Die Sonnenbrille hing nur noch an einem Bügel von seinem Ohr. Seine Kleider waren zerrissen, er blutete.

Doch wie ein Roboter stieg er aus dem zertrümmerten Schaufenster, ein paar rote Nelken noch an der Jacke. Mit vorgestreckten, gespreizten Händen tappte er auf mich zu.

Sein Blick war starr, so wie ich es mir gedacht hatte. Der Mann konnte kein Untoter sein, sonst hätte er nicht so heftig geblutet. Er mußte unter einem dämonischen Bann stehen. Aber das hieß, daß ich ihn, auch wenn er keine Schmerzen empfand, doch mit einem genau plazierten und kräftigen Betäubungsschlag auszuschalten vermochte.

Meine Hiebe hatten dazu nicht ausgereicht.

Der Dämonenknecht wollte mich an der Kehle packen. Eine Frau unter den Zuschauern kreischte auf, zu schrecklich sah das starre Gesicht meines Angreifers mit den glasigen Augen aus.

Einen Moment, bevor er zupackte, schlug ich zu. Der Schlag traf genau, und er hatte die nötige Wucht. Der Dämonenknecht verdrehte die starren Augen. Ohnmächtig sank er auf den Bürgersteig nieder.

Ich trat einen Schritt von ihm zurück und massierte die Knöchel meiner rechten Hand. Die Zuschauer hatten inzwischen einen Ring gebildet. Der Carabiniere drängte sich hindurch.

Der Fahrer des Fiat 130 B und Roberto Leone waren ausgestiegen. Suko hing noch halb bewußtlos im Autositz und begann gerade erst wieder, sich zu regen. »Was war das?« fragte Roberto Leone aufgeregt. »Der Mann da muß verrückt sein.«

Ich schüttelte den Kopf.

»Da liegen andere Ursachen zugrunde, Signor Leone. Sorgen Sie dafür, daß er ins Polizeigefängnis gebracht wird. Ich will mich später um ihn kümmern.«

Roberto Leone stellte keine Fragen, obwohl er zweifellos einige auf der Zunge hatte. Er sagte nur, ich könne gewiß sein, daß der Mann verhaftet werde, und redete auch gleich mit dem Carabiniere.

Er wies sich als Ministerialbeamter aus und teilte mit, daß ich Oberinspektor bei New Scotland Yard war. Suko brauchte meine Hilfe nicht. Als ich ihn anschaute, winkte er ab. Ich beugte mich über den Bewußtlosen und untersuchte ihn.

Als ich seinen Puls fühlte, stellte ich fest, daß das Herz höchstens vierzigmal in der Minute schlug. Die Haut war sehr kühl. Kein Zweifel, der junge Italiener stand unter dem Einfluß dämonischer Mächte und war ihr Werkzeug. Ob er überhaupt eine Schuld an seinem Handeln hatte, würde sich herausstellen.

Der Bewußtlose hatte keine Ausweispapiere in der Tasche, auch sonst nichts, was auf seine Identität hinwies. Ich erhob mich, borgte mir Leones Krawatte und fesselte ihm für alle Fälle die Hände auf den Rücken.

Der Fiatchauffeur holte die Autoapotheke, und wir verarzteten die Schnittwunden, die der Dämonenknecht sich zugezogen hatte, als er durch das Schaufenster gerannt war. Der Carabiniere kehrte auf seinen Platz auf der Straßenkreuzung zurück, um das Verkehrschaos zu entwirren.

Im Blumengeschäft hatte man bereits die Polizei angerufen, die binnen kurzem eintreffen mußte. Unser Fiat und der Alfa Romeo waren nicht mehr fahrtüchtig, sie mußten abgeschleppt werden.

Bis wir das Innenministerium erreichten, würde es noch einige Zeit dauern. Ich zündete mir eine Zigarette an und wendete mich Suko zu.

»Was macht dein Schädel?«

»Er brummt«, antwortete Suko kurz. »Aber außer einer Beule werde ich wohl nicht viel davontragen.«

»Sei nur froh, daß kein edles Körperteil in Mitleidenschaft gezogen worden ist«, flachste ich.

***

Die hochgewachsene Frau im mit antiken Möbeln überladenen Zimmer der alten Villa hieb mit der ringgeschmückten Hand auf den Tisch. Die Kristallkugel sprang hoch. Die Szene, die die beiden Frauen und der junge Mann darin gesehen und miterlebt hatten, verschwand abrupt.

»Salvatore hat versagt«, grollte die hochgewachsene alte Römerin. »Er konnte John Sinclair nicht töten, von Suko, dem Chinesen, ganz zu schweigen. Wir müssen auch weiter mit den beiden rechnen. Asmodis wird das nicht freuen.«

Die hochgewachsene Frau war über sechzig Jahre alt, hielt sich aber noch kerzengerade. Sie war hager, ihr Gesicht scharfgeschnitten. Dunkle Augen schillerten in einem bösartigen Feuer.

Die Frau, eine Comtessa aus altem Adelsgeschlecht, trug kostbare, wenn auch aus der Mode gekommene Kleider. Ihre gelockten Haare waren sorgfältig frisiert und blaugrau getönt.

»Wir hätten mindestens zwei Mann schicken sollen«, sagte die walkürenhafte, vollbusige Blondine, die zweite des Trios, und zog ein Zigarettenetui aus der über dem Stuhl hängenden Handtasche. »Das war ein Fehler, Comtessa.«

Sie entzündete sich ein Stäbchen und inhalierte. Der gutaussehende, eher zierliche junge Mann zog die schweren Stores am hohen Fenster auseinander. Aus dem zweiten Stock der hohen Villa konnte man in die Gärten der Villa Borghese blicken.

Die blonde Walküre war einmal ein gefeierter Busenstar gewesen. Doch nach drei gescheiterten Ehen und unzähligen Affären und Skandalen war bei ihr der Lack ab. Sie trank, rauchte und kannte beim Essen kein Maß.

Ein Comebackversuch endete katastrophal. Da wendete sie sich einem neuen Gebiet zu, um alle Enttäuschungen und Rückschläge zu vergessen: der Schwarzen Magie. Die Comtessa, eine durch und durch böse und verderbte Frau, war die Leiterin und Oberpriesterin eines Zirkels von Teufelsanbetern.

Die Blondine und der gigolohaft gekleidete und wirkende junge Mann standen ihr als Diener der Finsternis zur Seite. Der junge Mann war aber kein Gigolo. Er entstammte einem der ältesten Adelsgeschlechter Roms, hatte sich aber mit allen seinen Verwandten überworfen, weil er erstens nur Männer liebte und zweitens ein Lump,

Betrüger und Fälscher war.
Er lebte von seinem großen Namen und von betrügerischen Machenschaften. Er kannte viele begüterte und einflußreiche Leute. Er betätigte sich gern im Film- und Showgeschäft, solange er dabei nicht arbeiten mußte.
Von seinen Freunden ließ er sich Pietro der Satan nennen. Er liebte es, bei den Teufelsanbetern eine Rolle zu spielen, und er wäre gern ein mächtiger Dämon gewesen.
»Du redest dummes Zeug, Rosanna«, sagte er zu der allzu üppigen Blondine. »Außer Salvatore war niemand verfügbar. Es handelte sich um ein Experiment, es ist fehlgeschlagen. Nun gut!« Er schnippte mit den Fingern. »Salvatore wird nicht noch einmal versagen und auch nichts ausplaudern.«
»Ihr wollt…?« fragte Rosanna.
Die Comtessa und Pietro der Satan nickten. Ihr Einfluß, bei dem sie einen Abglanz von Asmodis' Macht verwendeten, war stark genug gewesen, um Salvatore in ein willenloses Wesen zu verwandeln. Er würde auch ausreichen, um sein Leben zu beenden.
Rosanna hob die nackten, breiten Schultern. Ihr Dekollete war phänomenal. Der Busen, der früher einmal die Filmplakate geziert hatte, paßte längst in kein Konfektionskleid mehr.
Rosanna blies den Zigarettenrauch aus den Nasenlöchern.
»Aber was ist mit Sinclair? Er wird sich in Rom nicht lange aufhalten und schleunigst mit Suko nach Celano fahren.«
»Soll er«, sagte die Comtessa kichernd. »Aber ob er auch dort ankommt, das ist eine andere Frage. Die Höllenhand wird ihn und den Chinesen zerquetschen wie Würmer.«
»Wir sind noch nicht weit genug«, gab Rosanna zu bedenken. »Die Höllenhand ist erst einmal richtig erprobt. Es wird noch einiges Wasser den Tiber hinunterfließen, bis wir soweit sind, daß Asmodis' Hand einen ganzen Zug mit allen Passagieren in die höllischen Dimensionen hinüberreißt. Der Fürst der Hölle will seine Opfer, wir sind sie ihm schuldig.«
»Was heißt hier einen Zug?« fragte Pietro. »Viele Züge wird sich die Höllenhand holen. Die Probe mit dem Güterzug ist recht gut gelungen. Du bist zu zaghaft, Rosanna. Du unterschätzt Asmodis' Macht und Kraft. Wie kannst du an dem Bösen zweifeln?«
»Die Höllenhand wird erscheinen«, sprach die Comtessa.
Rosanna schlug rasch das Satanskreuz dieser Teufelsanbeter, wobei sie die herausgestreckte Zunge, ihre Brüste und den Unterleib mit den Fingerspitzen berührte. Dazu murmelte sie eine Lästerung.
»Ihr werdet wohl recht haben«, gab sie nach.
»Sicher«, stimmte die Comtessa Pietro dem Satan zu. »Selbst wenn John Sinclair Celano erreichen sollte, so nutzt ihm das gar nichts.

Dann ziehen wir auch noch andere Saiten auf. Wozu sollen wir immer unsere übernatürlichen Kräfte strapazieren? Wir sind nicht arm. Es gibt Leute, die für Geld sogar einen Mord begehen oder jemanden entführen.«

»Du denkst an die Mafia?« fragte der junge Mann.

Die Comtessa nickte. Pietro sollte gegebenenfalls die Verbindung aufnehmen.

»Gegen Asmodis, die Höllenhand und die Mafia stehen John Sinclair und Suko auf verlorenem Posten!« rief sie triumphierend. »Das wird das letzte Abenteuer des Geisterjägers und dieser Gelbfratze. Sie werden den Mächten der Finsternis nicht mehr schaden. Auch ihre Freunde in London und ihre Kampfgefährten anderswo wird ihr Schicksal ereilen.«

»Ja!« schrien Rosanna und Pietro begeistert. »Ja, ja, ja! So wird es sein, beim Satan der Hölle! Bei allen Mächten und Kräften der Finsternis und beim Endsieg der Dämonen und des Bösen!«

»Wir müssen zu Asmodis beten und ihn um Verzeihung bitten«, sagte Pietro dann. »Schließlich hat er uns mitgeteilt, wann und wie John Sinclair und Suko in Rom eintreffen. Er darf nicht zu ungehalten, sein, daß unser erster Anschlag fehlschlug.«

»Einmal ist keinmal«, winkte die Comtessa ab. »Asmodis wird es begrüßen, mit John Sinclair spielen zu können wie die Katze mit der Maus. Aber du hast recht, Pietro, wir wollen das Satansgebet sprechen und ihn um Kraft und Bosheit bitten.«

Die drei faßten sich an den Händen.

Dann beteten sie: »Großer Satan, Herr der Hölle, Fluch und Verdammnis bringt dein Name. Die Finsternis komme, und das Reich der Dämonen. Dein böser Wille geschehe in der Hölle und auch auf Erden immerdar. Erfülle uns täglich mit Bosheit und Haß, und vergifte die Herzen aller Menschen, auf das sie deines teuflischen Reiches teilhaftig werden. Führe uns den Weg der Finsternis, und lenke die Übel der Hölle auf deine Feinde. Laß uns hassen und prassen, den Lastern frönen in Ewigkeit. Amen.« Die drei erbebten. Es war ihnen, als ob ein kalter, schwefelstinkender Atem sie anhauchen würde.

***

An der Kreuzung wurden wir über eine Stunde lang aufgehalten, bis die Carabinieri das Protokoll erstellt und alle Fragen abgeklärt hatten. Mein zerschnittenes Jackett hatte ich gewechselt. Der Alfa Romeo, der an dem Unfall beteiligt gewesen war, war gestohlen.

Der Fahrer gab nach seinem Erwachen aus der Ohnmacht an, sich an nichts erinnern zu können, und verweigerte die Aussage. Er wurde ins Gefängnis gebracht. Ein Streifenwagen brachte uns dann zum Innenministerium, wo der Staatssekretär und ein hoher Beamter der

italienischen Kriminalpolizei uns erwarteten.

Wir saßen mit ihnen zu Mittag, sprachen über den Fall in den Abruzzen und redeten hauptsächlich über meine Abteilung bei New Scotland Yard und das Wirken dämonischer Mächte. Der Kriminalbeamte wollte überhaupt nicht daran glauben, der Staatssekretär war skeptisch.

Immerhin hatte er, wohl weil er Roberto Leono irgendwie verpflichtet war, meinen Einsatz erlaubt. Ich konnte ermitteln, nach Belieben im Rahmen des Gesetzes vorgehen und mich nötigenfalls auf die Behörden stützen. Das erhielt ich später im Innenministerium schriftlich.

Als wir uns dort unterhielten, traf eine Meldung ein. Der Mann, der am Vormittag unseren Wagen gerammt und der mich mit dem Stilett angegriffen hatte, lebte nicht mehr.

Er hatte sich auf dem Weg zum Verhör von seinen Bewachern losgerissen. Mit dem Aufschrei: »Asmodis!« war er mit dem Kopf voller Wucht gegen eine Wand gelaufen.

Er war mittlerweile identifiziert worden. Es handelte sich um einen Nichtstuer und Vorstadtplayboy, der in Party- und Snobietykreisen zu verkehren pflegte.

»Asmodis«, sagte ich, als der Staatssekretär uns alle informiert hatte. »Was meinen Sie dazu?«

Die Frage stellte ich dem Polizeioffizier. Er zuckte nur die Achseln.

»Meines Erachtens war der Mann ein Geistesgestörter«, kommentierte er. »Es gibt Leute, die sich einbilden, Caesar oder Napoleon zu sein. Weshalb sollte er nicht glauben, von einem Höllenfürsten Asmodis zu irgendwelchen Taten angestachelt zu werden? Es war purer Zufall, daß er gerade an Sie geriet, Mr. Sinclair. Ebensogut hätte es ein anderer sein können.«

»Ich habe immerhin eine stattliche Liste von Erfolgen vorzuweisen, die auch offiziell dokumentiert sind«, antwortete ich. »Wollen Sie diese als Hirngespinste hinstellen?«

»Was anderswo geschieht, geht uns nichts an«, antwortete der Beamte in schöner Offenheit. »Bei uns in Italien spukt es nicht. Aber wenn das Innenministerium es für notwendig hält, bitte, Oberinspektor Sinclair, ermitteln Sie. Für mich gibt es für das Güterzugunglück und auch für vorangegangene Unglücke natürliche Erklärungen.«

Auf Leute wie ihn stieß ich allzuoft. Ich hatte mir abgewöhnt, mich darüber aufzuregen. Ich hatte immerhin die Vollmachten, die ich wollte. Der Staatssekretär und der Polizeioffizier verabschiedeten sich. Roberto Leone wollte Suko und mich gegen Abend zum Hauptbahnhof bringen.

Denn wir hatten vor, noch am gleichen Tag per Bahn nach Celano

weiterzureisen. Die restliche Zeit verstrich rasch. Dann beförderte uns Roberto Leone mit seinem Privatwagen zur Bahn.

Er trug uns noch Grüße an seinen Bruder und dessen Familie auf. Er bat uns beinahe flehentlich, den schlimmen Verdacht von Gino Leone zu nehmen und den Spuk zu beenden.

»Nur Sie können das schaffen, Mr. Sinclair und Mr. Suko«, sagte er in der großen Bahnhofshalle. »Sie haben die Meinung des Polizeioffiziers gehört. Wenn Sie nicht seine Unschuld beweisen, wird man meinen Bruder wegen Sabotage an Bahnanlagen und Mordes verurteilen und ins Zuchthaus stecken.«

Ich klopfte dem besorgten Mann auf die Schulter.

»Warten Sie erst mal in Ruhe ab, Signor Leone. Noch ist Ihr Bruder nicht hinter schwedischen Gardinen verschwunden. Bei diesem Fall haben mein Freund Suko und ich auch noch ein ganz gewichtiges Wörtchen mitzureden. Dem alten Asmodis werden wir ordentlich aufs Patschhändchen klopfen.«

Daß eine höllische Hand im Spiel sein sollte, wußten wir von Roberto Leone. Ich war keineswegs so zuversichtlich, wie ich mich gab. Unsere Ankunft in Rom stand unter keinem guten Stern. Was am Vormittag passiert war, gab gewiß nur den Auftakt zu weitaus größeren Schrecken ab.

Wir schleppten unsere Koffer über den Bahnsteig. Celano, das knapp 160 Kilometer von Rom entfernt lag, sollten wir wenige Minuten vor 22 Uhr erreichen. In Tagliacozzo sollten wir umsteigen und hatten 20 Minuten Aufenthalt.

Roberto Leone winkte uns nach, als der Expreßzug abfuhr. Wir machten es uns in dem Erster-Klasse-Abteil bequem. Ich fand jetzt Gelegenheit, meinen Einsatzkoffer zu überprüfen. Unter dem dunklen Leder verbarg sich massiver Stahl.

Der Koffer hatte ein Sicherheitsschloß. Wenn ein Unbefugter es zu öffnen versuchte, strömte ein Betäubungsgas aus, das schon beim ersten Atemzug einschläferte.

Meine mit Silberkugeln geladene Beretta steckte in der Schulterhalfter unter meinem Jackett. So wie am Vormittag wollte ich nicht noch einmal überrascht werden.

Sukos rechte Kopfseite zierte als Andenken an den Vorfall eine Beule, die nicht von schlechten Eltern war. Wir aßen in Tagliacozzo zu Abend, dann ging die Fahrt mit einem anderen Zug weiter.

Suko zuliebe, dem alten Anti-Nikotiner, hatte ich ein Nichtraucherabteil gewählt. Ich erhob mich nun, streckte die Glieder und trat hinaus vors Abteil, um eine Zigarette zu rauchen. Dort standen drei junge Männer, offensichtlich Schüler oder Studenten. Sie rauchten und alberten herum.

Ich stellte mich ans Fenster, sah hinaus in die über den Bergen

einfallende Dämmerung, und zündete mir meine Zigarette an.

Ich pfiff leise einen alten Elvis-Presley-Hit vor mich hin und dachte an Jane Collins, die hübscheste Privatdetektivin Londons, meine Freundin. Jetzt waren wir wieder für eine Weile getrennt.

Meine Zigarette war halb aufgeraucht, als es geschah. Ich bemerkte eine Bewegung draußen vor dem Fenster. Etwas wie ein Nebenstreif erschien auf dem Trittbrett, dann entstand eine unheimliche Gestalt.

Ein Gespenst. Eine bleiche Erscheinung wie aus konzentriertem Dampf oder Nebel. Mit schwarzen Augenhöhlen und einer schwarzen Öffnung als Mund, einem deutlich erkennbaren Kopf und langen Armen.

Ich erstarrte. Der Unheimliche auf dem Trittbrett des fahrenden Zuges fuchtelte mit den Armen. Mit dem rechten Arm klopfte er dumpf gegen das Fenster.

Die Hand fehlte. Es war nur ein blutiger Armstumpf, der sich mir entgegenstreckte. Eine eisige Kälte, die nicht von dieser Welt stammen konnte, drang in den Wagen ein.

Ich hörte ein leises Wispern durch das Fahrtgeräusch, wie eine Botschaft aus dem Jenseits.

»John Sinclair, halt. Die Höllenhand! Die Höllenhand!«

***

Das Wispern hören und mich entschließen war eins. Ich sprang zum Abteil und riß die Tür auf.

»Suko!« brüllte ich. »Die Notbremse!«

Mein chinesischer Freund federte sofort hoch und griff zur Notbremse. Ich sprang auf die Plattform zurück und hielt mich am Türpfosten fest. Der unheimliche Mitfahrer draußen auf dem Trittbrett gestikulierte noch heftiger als zuvor.

Jetzt entdeckten ihn auch die drei jungen Leute. Aufschreiend warfen sie ihre Schultaschen weg und wollten ins nächste Abteil flüchten. Doch da sprach die Notbremse an, die Suko mit einem heftigen Ruck heruntergerissen hatte.

Die Zugräder quietschten und kreischten, und Funkengarben stoben von den Schienen. Es gab einen heftigen Ruck, und die drei jungen Männer flogen übereinander wie die Kegel. Ich konnte mich nur mit Mühe auf den Beinen halten und wurde durchgeschüttelt wie ein Cocktail im Shaker.

Denn der erste Ruck war nicht der letzte. Das Gespenst auf dem Trittbrett war von der Notbremsung überhaupt nicht betroffen. Es stand wie festgenagelt, oder vielmehr es schwebte und klebte an der Zugtür.

Nach dreihundert Metern stand die Lokomotive mit den sechs Personenwagen und dem Gepäckabteil endlich. Das Kreischen und

schrille Quietschen der Räder verstummte. In den Abteilen wurde geschrien und geflucht.

Das Gespenst löste sich vom Trittbrett und schwebte knapp über dem Boden davon. Die drei Schüler auf der Plattform bildeten einen wirren Knäuel von Armen und Beinen, aus dem Schmerz- und Schimpfworte gellten.

Suko kam aus dem Abteil, meinen Einsatzkoffer in der Hand. Er rieb sich die linke Schulter, offenbar war er wieder heftig gegen etwas Hartes geprallt.

Ich deutete nach draußen.

»Da, Suko, ein Geist! Wir müssen ihn verfolgen und stellen.«

Ich öffnete die schwere Zugtür, und wir sprangen auf den Schotter des Bahndamms hinunter. Das Gespenst, gut zwei Meter groß, stand zwanzig Meter vor uns in der Dämmerung am Hang vor den niederen Pinien.

Mit seinem Armstumpf wies es nach vorn.

»Höllenhand!« wisperte es in unseren Ohren. »Hütet euch vor der Höllenhand! Ach, ach, ach!«

Wir schauten in die Richtung, und da sahen wir es. Vielleicht fünfzig Meter vor der Lok, die auf einer Gefällestrecke stand, glühte ein düsterer Schein wie der Abglanz der Hölle. Er breitete sich aus, wurde größer als ein Tunnel.

Fahles, düsteres Licht strahlte von ihm in die Dämmerung. Der Lokführer vorn auf der Diesellok streckte den Kopf zum Türfenster heraus, schaute nach vorn und zog ihn gleich wieder zurück. Abteilfenster wurden geöffnet.

Schreckensschreie erfolgten, als die Reisenden das Gespenst am Hang und den glühenden Schein sahen. Aus diesem heraus streckte sich eine riesige Hand mit gespreizten Fingern.

Qualm und Schwefeldunst stieg davon auf. Höllischer Widerschein umgleißte die Hand. Wie Krallen waren die Fingernägel. Langsam streckte die Hand sich vor, um nach der Lok und dem Zug zu fassen.

Meine Blicke rasten von der Höllenhand zu dem Gespenst am Berghang. Die Höllenhand war zweifellos das größere Übel und die weitaus größere Gefahr.

Das Güterzugunglück fiel mir ein. Ich riß die Beretta aus dem Schulterhalfter und das geweihte silberne Kreuz mit den magischen Insignien unterm Hemd hervor.

»Nimm den Silberdolch aus dem Einsatzkoffer, Suko«, sagte ich zu meinem Freund und Partner, »und versuche, das Gespenst zu stellen. Ich bekämpfe die Höllenhand.«

»Das ist die Klaue des Satans!« stieß Suko hervor, der so leicht nicht zu schocken war. »Wenn sie den Zug fassen kann, sind die Folgen fürchterlich. Sie reißt die Insassen mit in die Hölle.«

Das befürchte ich auch.
Ich stürmte vor, und wieder hörte ich das von der Geistererscheinung ausgehende Wispern.
»Nimm dich in acht, John Sinclair! Es ist Asmodis' Hand! Asmodis' Hand! Verflucht sei der Tag!«
Ich lief vorwärts. Die Höllenhand hatte sich der Lok bis auf zehn Meter genähert. Sie wollte zupacken, ein feuriger, roter Streifen, in dem es wie Blut leuchtete und pulsierte, führte von ihr zu dem glühenden Dimensionstor zur Hölle.
Aber die Reichweite der Höllenhand war erschöpft. Es langte nicht ganz, um die Lokomotive mit dem vor Schreck gelähmten Lokführer darin und den ganzen Zug zu fassen und mit sich zu reißen. Oder völlig zu zertrümmern wie den Güterzug.
Ein paar Meter fehlten!
Suko hatte mittlerweile das Gespenst am Hang fast erreicht.
»Bleib stehen!« warnte er und hob den Silberdolch. »Wer bist du?«
»Eine arme Seele«, raunte es.
Das Gespenst wurde durchsichtig. Es löste sich auf und verwehte wie ein Nebelstreif. Die eisige Kälte wich, und Suko stand allein. Er hatte keine Zeit, lange zu grübeln, er schaute zu, ob er mir helfen konnte.
Denn ich stand vorn knapp hinter der Lok und beobachtete die wütenden Anstrengungen der Höllenhand, den Zug zu erfassen.
Ich will nicht lügen und behaupten, daß ich keine Angst gehabt hätte. Asmodis' Hand, das sagte genug. Der Schwarze Tod, mein Erzfeind, Myxin der Magier und der Spuk waren schon schlimm genug.
Doch er, Asmodis, er war der oberste und schlimmste von allen. Der Herr und Fürst der Hölle und der Finsternis. Asmodis, Satan, Teufel, Beelzebub, viele Namen hatte man ihm gegeben.
Und dies war seine höllische Hand!
Die Finger der Hand streckten sich vor. Sie konnten den Tender der Lok berühren, ihn wie in einen riesigen Schraubstock einzwängen, und wollten die Lok und den Zug vorziehen.
Da hob ich das silberne Kreuz und die Beretta. Die Enden des Kreuzes trugen die heiligen Zeichen und Insignien der vier Erzengel. Marek, der Pfähler, hatte es mir gesagt, als wir gemeinsam den Neffen des Grafen Dracula bekämpften und ins Jenseits schickten.
Diese geheiligten Namen der Erzengel schrie ich jetzt in den Abendwind.
»Michael! Gabriel! Raffael! Uriel! Helft gegen die Mächte der Hölle!«
Meine Schüsse knallten. Von den Enden des Kreuzes, das sich in meiner Hand erwärmte, stachen silberne Lichtstrahlen. Wie von einer silbernen Aura umglänzt, stand ich da.
Ein Heulen aus höllischen Abgründen erscholl. Ein Chor der

Dämonen und Höllenhunde. Die geweihten Silberkugeln aus meiner Beretta konnten die Höllenhand nicht verletzen. Als deformierte Querschläger schwirrten sie davon.

Aber die Geisterhand ließ die Lok los und zog sich zurück. Die Ausstrahlungen meines geweihten Kreuzes waren zu stark für sie. Und sie hatte die Lok und den Zug nicht richtig im Griff. Was geschehen wäre, wenn Suko nicht auf meine Veranlassung hin die Notbremse gezogen hätte, war nicht auszudenken.

Die Geisterhand wich zu dem aufglühenden roten Schein. Sie ballte sich zur Faust und drohte mir.

Den höllischen Chor übertönend, schrie eine mächtige Stimme: »Warte nur ab, John Sinclair! Ich hole dich irgendwann!«

Ich war in Schweiß gebadet. Eine Kugel hatte ich noch in meiner Beretta.

Ich feuerte sie ab und schrie: »Warum stellst du dich mir nicht, Asmodis, du Feigling?«

»Es ist unter der Würde des Herrn der Hölle, einem Wurm wie dir entgegenzutreten«, antwortete die Donnerstimme. »Ich werde dich früher oder später in meinen Bereichen begrüßen, John Sinclair, und dann, dann…«

Die Donnerstimme beendete den Satz nicht. Die Hand verschwand in der sich verdüsternden Glut. Das Heulen verstummte, und das höllische Licht verlosch allmählich. Asmodis brauchte es nicht auszusprechen, ich wußte auch so, was er meinte.

Wenn ich ihm jemals in die Hände fiel, dann würde ich leiden müssen wie noch niemals ein Verdammter vor mir seit Anbeginn der Zeiten. Die Qualen, die zumindest meiner Seele dann bevorstanden, konnte kein Mensch sich auch nur annähernd ausmalen.

Die schreckensbleichen Fahrgäste hatten sich in den Waggons verkrochen, manche steckten sogar unter den Sitzen. Der Abendwind kühlte meine heiße Stirn. Ich ging zu Suko und fragte ihn nach dem Gespenst.

Er erzählte mir, wie es verschwunden war.

»Der Geist hat uns zweifelsohne gewarnt und den ganzen Zug mit allen Insassen gerettet«, sagte ich nachdenklich. »Dahinter steckt ein Geheimnis, das wir noch ergründen müssen. Ein Geist aus dem Jenseits arbeitet gegen Asmodis.«

»Ob er damit auf die Dauer viel Erfolg haben wird?« fragte Suko skeptisch. »Vielleicht ist es auch eine Falle oder ein falsches Spiel, Ich traue diesem Dämonengesindel nicht.«

Wir wandten uns dem Zug zu. Der Lokführer kletterte mit wackligen Knien von der Lok. Der Schaffner und zwei, drei mutige Männer stiegen aus dem Zug. Die Mutigeren unter den Fahrgästen wagten es wieder, aus dem Fenster zu schauen.

Es gab ein großes Palaver. Lokführer und Schaffner wollten eine Erklärung, aber ich sagte nicht mehr, als ich mußte. Das Kreuz hatte ich wieder um den Hals gehängt, die Beretta steckte, mit einem neuen Magazin versehen, in der Schulterhalfter.

Ein Geschäftsmann aus Celano, ein Olivenölfabrikant, dolmetschte bei dem Gespräch, denn weder Suko noch ich sprachen ausreichend Italienisch. Als wir nach vorn marschierten, um die Stelle zu überprüfen, an der zuvor die Geisterhand erschienen und wieder verschwunden war, stellten wir fest, daß sie die Schienen verbogen hatte.

Der Zug konnte nicht weiterfahren. Suko ging mit dem Schaffner ans nächste Streckentelefon, um die etwa 15 Kilometer entfernte Bahnstation Celano zu verständigen.

***

Es wurde spät, bis wir in Celano eintrafen, einem altertümlichen Städtchen mit etwas über 20.000 Einwohnern. Oliven und Wein wurden in der Umgebung angebaut, die Landwirtschaft spielte, trotz des nicht allzu guten Bodens, eine bedeutende Rolle. In Celano selbst gab es ein paar kleinere Industrie- und Handwerksbetriebe.

Zwei größere Bauxitbergwerke lagen in der Nähe.

Die Menschen, die hier in den Abruzzen lebten, waren verschlossen und hatten mit Neuheiten nicht viel im Sinn.

Wir waren von der Station Celano mit einer altertümlichen Lok und drei Waggons abgeholt worden. Unser Zug mußte zurückfahren, der Fahrplan für die Strecke geändert werden. Bevor der eine Schienenstrang wieder passierbar wurde, mußte ein Gleisbautrupp antreten und Reparaturen ausführen.

Das sollte in den nächsten ein bis drei Tagen geschehen. Bis zur Beendigung der Reparaturarbeiten war die Strecke eingleisig.

Ein paar Fahrgäste hatten sich bei der Notbremsung Beulen und blaue Flecken geholt. Ernsthaft verletzt war niemand.

Suko und ich wurden schon am Bahnhof von dem Carabiniere des Polizeipostens von Celano erwartet. Ein Leutnant befehligte die Carabinieristation mit acht Mann. Er war ein typischer Bergbewohner. Er sprach langsam und dachte auch nicht schneller.

Stämmig und untersetzt, mit dunklem Gesicht und Schnauzbart, wirkte er auf mich so stur und so beharrlich wie ein Felsbrocken.

Überraschenderweise zweifelte er die Angaben über die Höllenhand und den Spuk aber nicht besonders an. Er hörte sich noch am Bahnhof die Aussagen des Lokführers, des Schaffners und der Fahrgäste an, ließ seine Carabinieri notieren und stellte ab und zu eine Frage.

Er ließ Sukos und mein Gepäck ins Hotel Albergo Gran Sasso bringen und fuhr mit uns im Streifenwagen zur Carabinieristation. Unterwegs

rauchte er sein selbstgedrehtes Kraut, das garantiert jede Fliege im Wagen tötete.
Auf der Station dolmetschte ein junger Carabiniere, der die Handelsschule besucht hatte. Der Leutnant selbst sprach kein Englisch. Unsere Ankunft hatte man ihm aus Rom telegrafisch gemeldet, über den Zweck unseres Hierseins bestand kein Zweifel.
»Die Mächte der Hölle sind allgegenwärtig«, ließ der Leutnant uns übersetzen. »Wir in den Abruzzen sind ein eigener Menschenschlag. Nicht so überheblich und eingebildet wie die Städter, die glauben, sie wüßten alles und vor ihnen hätten nur lauter Halbidioten gelebt. Unsere Vorfahren wußten sehr wohl, was es mit den Geistern und Dämonen auf sich hat, mit den Kräften der Natur und mit dem Übernatürlichen. Wenn auch vieles Aberglaube war oder später ausgeschmückt und verfälscht wurde, so doch nicht alles.«
Ich begrüßte die Einstellung des Leutnants und hoffte auf eine gute Zusammenarbeit. Er siezte mich.
»Wenn Sie an Spuk und Übernatürliches glauben«, fragte ich, »weshalb ist dann der Stationsvorsteher Gino Leone vom Dienst suspendiert und unter Anklage gestellt?«
»Die Eisenbahndirektion sitzt nicht hier, sondern in Rom. Eine weitere maßgebliche Stelle befindet sich in Pescara. Diese Leute haben andere Ansichten. Sie suchen nach einem Sündenbock für die Vorfälle, dann wollen sie wieder zur Tagesordnung übergehen. Da kommt ihnen Gino Leone gerade recht.«
Bald konnten wir die Carabinieristation verlassen und wurden zu unserem Hotel gefahren. Einen Wagen oder ein Motorrad könnten wir beim Autohändler leihen, hatte uns der Leutnant gesagt. Wenn nötig würde er uns auch einen Streifenwagen samt Fahrer zur Verfügung stellen.
Die Zimmer im Hotel waren etwas altmodisch eingerichtet, aber sauber und bequem. Man hatte uns zwei nebeneinanderliegende Einzelzimmer gegeben. Da wir bereits bei dem Aufenthalt in Tagliacozzo etwas gegessen hatten, verspürte ich keinen Hunger mehr.
Suko setzte sich in die Gaststube und futterte unbekümmert um die befremdeten Blicke der Bauern und Bürger eine große Portion Calzoni und Suppli, in Öl gebackenen Mehlteig mit Käse- und Fleischfüllung und Reiskroketten.
Dazu trank er ein Viertel mit Wasser gemischten Wein, obwohl er sich aus Alkohol nach wie vor nicht viel machte. Zu Anfang unserer Bekanntschaft hatte er rigoros überhaupt keinen Tropfen angerührt.
Jetzt trank er immerhin, wenn es sich so ergab, ein oder zwei Gläschen, behauptete aber, selbst dem besten Wein oder Whisky nichts abgewinnen zu können. Aber wer hier etwas Mineralwasser bestellt hätte, der wäre als Geistesverwirrter angesehen worden.

Das Gesprächsthema des Abends in der großen, gemütlich eingerichteten Gaststube war der Vorfall mit dem Zug, das Erscheinen der Höllenhand. Soviel verstand Suko doch, denn einige Brocken Italienisch hatte er gelernt oder inzwischen aufgeschnappt.

Suko aß geruhsam. Er saß allein am Tisch, und es gefiel ihm nicht besonders, als zwei jüngere Männer sich ohne zu fragen zu ihm gesellten. Es waren keine besonders netten Typen. Suko hatte ein feines Gespür für so etwas.

Der eine war ziemlich klein und stämmig und kompakt gebaut. Er trug ein quergestreiftes Hemd, das eng anlag und dessen Ärmel nur die Hälfte der Oberarme bedeckten. Der Kerl hatte einen Bizeps wie ein Gewichtheber und eine plattgeschlagene Nase.

Seine Unterarme waren mit Anker, Seejungfrauen und anderen Motiven tätowiert. Sein Kumpan war größer und schwergewichtiger. Er kleidete sich mit Talmi-Eleganz, die ölige Schmachtlocke fiel ihm in die Stirn.

Wenn er den Mund öffnete, dann zeigte er Zähne, die jeden Dentisten die Hände hätten über dem Kopf zusammenschlagen lassen. Er stank aus dem Hals nach Wein und Knoblauch und hatte tückische Augen und ein falsches Lächeln.

Aber es handelte sich um ein öffentliches Lokal zum Hotel gehörten auch ein Gaststätten- und Restaurantbetrieb und Suko mochte die beiden nicht von seinem Tisch verweisen. Sie bestellten gleich einen Krug Wein und Grappa, den scharfen Tresterschnaps, und luden Suko zum Mittrinken ein.

Höflich, aber bestimmt lehnte der Chinese ab. Die beiden fingen dennoch ein Gespräch mit ihm an. Der Tätowierte war ein paar Jahre zur See gefahren, wie er sagte, und sprach ein schauriges, mit Slang- und Matrosenausdrücken vermischtes Englisch.

»Du warst also bei dem Spuk dabei, Zitrone«, sagte er zu Suko. »Für dich und deinen Kumpel, den langen Engländer, haben sich die Carabinieri besonders interessiert. Als du diese Geisterhand gesehen hast, da hast du dir bestimmt in die Hosen geschissen, was, Gelber?«

Suko wollte bezahlen. Aber der Tätowierte und sein Kumpan lachten und hielten ihn auf.

»Nimm es uns nicht übel, Zitrone. Wir haben nur ein wenig Spaß gemacht, wir sind nicht mehr ganz nüchtern, mußt du wissen. Von uns beiden könntest du eine Menge erfahren, wenn du einen mit uns trinken würdest. Wir stammen hier aus der Gegend und wissen über alles haargenau Bescheid, was, Paolo?«

Der schmachtlockige Paolo nickte. Suko akzeptierte ein Glas Wein und trank auch einen Grappa mit. Aber die beiden Kerle erzählten ihm keineswegs interessante Neuigkeiten. Sie versuchten vielmehr, ihn auszuhorchen.

Wer er wäre, was er und sein Begleiter hier wollten, weshalb die Carabinieri so einen Aufwand mit ihnen getrieben hätten. Suko wurde es bald zu bunt, es war schon nach 23 Uhr, und er sagte, er wolle zu Bett gehen.

»Du bist aber eine richtig sture Zitrone«, stichelte der Tätowierte. »Du meinst wohl, du wärst was Besseres, wie?« Sein Kumpan Paolo stieß ihn an, und er wurde gleich wieder vertraulich. »Soll ich dir eine Frau beschaffen, Zitrone? Eine feurige Italienerin? Ich habe Beziehungen. Von mir kannst du alles kriegen.«

Mit vielsagender Geste rieb er Daumen und Zeigefinger der rechten Hand gegeneinander. Suko dachte an seine Freundin Shao, die in London zurückgeblieben war. Er hätte aber ohnehin keine Interessen gehabt.

»Die Frauen, die du kennst, haben bestimmt alle die Krätze oder etwas anderes in der Richtung«, brummte Suko unfreundlich. Das dauernde Zitrone-Gerede ging ihm auf die Nerven. »Trinkt allein weiter.«

Der Tätowierte hieb mit der Faust auf den Tisch und wollte aufbegehren. Aber da trat der Wirt hinzu und wies die beiden zurecht. Er verbat es sich, daß sie seine Gäste belästigten.

»Wenn ihr hier weitertrinken wollt, dann stellt euch an den Tresen«, befahl er. »Wenn es euch nicht paßt, verschwindet!«

Brummend zogen die zwei mit ihrem Weinkrug zum Tresen ab. Als Suko die Mahlzeit und seinen Wein bezahlt hatte, gab ihm der Wirt mit ein paar Brocken Englisch und Gesten zu verstehen, daß er sich mit dem Gesindel nicht abgeben solle.

»Mafiosi«, sagte der Wirt und fuhr sich mit dem Daumen über die Kehle. »Nix gut. Aufpassen!«

Suko nickte. Es konnten nur kleine Lichter und Handlanger eines Mafia-Dons sein. Sonst hätte der Wirt es nicht gewagt, sie zurechtzuweisen. Suko verließ die Gaststube. Doch statt die Treppe zu den oben gelegenen Zimmern hinaufzusteigen, überlegte er es sich anders.

Der Grappa hatte einen schlechten Geschmack in seinem Mund hinterlassen. Wegen der verqualmten Luft in der Gaststube und des Schlages, den er am Vormittag bei dem Unfall gegen den Kopf erhalten hatte, brummte ihm wieder der Schädel.

Er wollte noch etwas durch die frische Luft spazieren. Kurz erwog er, sich den silbernen Dolch aus dem Einsatzkoffer zu holen. Aber dann sagte er sich, daß er die Gnostische Gemme einstecken hatte und daß diese wohl genügte.

Er verließ das Hotel durch die Hintertür, ging über den Hof und gelangte durch die Ausfahrt auf die Straße. Am Marktplatz vorbei spazierte er durch das kleine Städtchen. Einmal hatte er das Gefühl,

daß ihm jemand folgte, aber als er sich umdrehte, erblickte er niemanden.

Bald hatte Suko Celano verlassen. Er schlenderte ein Stück durch die Felder und Weinberge, bis seine Kopfschmerzen nachzulassen begannen. Tief atmete er die frische, gute Luft ein.

Das Mond- und Sternenlicht lag bleich auf den Bergen. Nur wenige Wolken verdüsterten den Nachthimmel. Suko gähnte. Ihm wurde es kühl, denn er hatte nur einen Rollkragenpullover übergezogen, und so kehrte er wieder um.

Jetzt würde er tief und fest schlafen können, dachte er. Vor der Stadt lag ein kleines Gehöft, das Suko passieren mußte.

Der Hofhund kläffte, als er vorbeikam. Aus dem Schatten des Kirschbaums bei der kleinen Scheune löste sich ein Mann.

Er hatte hinter dem Baum verborgen gewartet. Es war der Tätowierte aus dem Schankraum.

Er stellte sich Suko in den Weg, hielt ihm eine Zigarette hin, grinste ihn an und fragte: »Hast du mal Feuer, Zitrone?«

»Nein«, antwortete Suko, »nur Zunder.«

Seine Sinne waren wachsam und angespannt. Er dachte sich, daß der schmalzlockige Paolo nicht weit sein konnte. Da hörte er auch schon ein leises Geräusch hinter sich. Paolo, der hinterm niederen Haus verborgen gelauert hatte, eilte herbei und schwang einen Totschläger.

Aber da war er bei Suko an den Falschen geraten. Der hünenhafte Chinese wirbelte herum. Ein Karatekampfschrei gellte von seinen Lippen, und sein rechter Fuß schnellte zu einem Karatetritt hoch.

Er trat Paolo den Totschläger aus der Hand. Als der Mafioso unter die Jacke griff, traf ihn Sukos Faust. Er flog rückwärts als ob er ein Ding von Bud Spencer eingefangen hätte, und blieb im Weggraben liegen.

Der Tätowierte hatte ein Stilett gezogen.

»Dir ziehe ich die Schale ab, Zitrone!« drohte er, fintierte und wechselte das Messer von einer Hand in die andere.

Suko wartete ruhig ab. Dabei lauschte er und spähte mit Seitenblicken nach weiteren Gegnern. Aber es ließ sich keiner mehr blicken. Suko atmete auf. Vor dem Tätowierten und seinem Stilett hatte er keine Angst.

Blitzschnell griff der Messerstecher an. Aber Suko blockte den Stich ab, indem er die Messerhand am Gelenk mit überkreuzten Unterarmen abfing. Er hebelte herum, das Messer flog fort.

Der Tätowierte stieß einen Fluch aus und versuchte einen gemeinen Tritt. Dafür fing er sich weitere Prügel ein.

Suko hatte noch nicht einmal einen Schweißtropfen vergossen.

Der Hofhund bellte wie toll, aber in dem Bauernhaus regte sich nichts. Sukos Blick fiel auf den Misthaufen in der Nähe. Er rieb sich die Hände. Flüchtig durchsuchte er die Taschen der beiden Kerle nach

Waffen und fand bei dem Tätowierten einen Schlagring, bei dem Schmalzlockigen eine Bernardelli Kaliber 6,35.

Beides nahm er an sich. Dann packte er die Kerle am Kragen, schleifte sie über den Hof zu dem Misthaufen und warf sie schwungvoll darauf.

»Da gehört ihr hin, ihr Lumpen«, sagte der Chinese befriedigt und wandte sich ab.

Der Tätowierte war bereits wieder bei sich. Er drohte Suko mit der Faust.

»Verdammter Gelber, dafür sollst du bezahlen!«

Er verstummte rasch, denn ihm wurde bewußt, daß er zuviel verraten hatte.

Aber Suko sagte nur über die Schulter zu ihm: »Bleib da liegen und halt deine Klappe! Sonst ramme ich dich so ein, daß man dich ausgraben muß, verstanden?«

Der Mafioso schwieg. Suko ging davon, schnell, aber nicht so schnell, daß es wie eine Flucht ausgesehen hätte. Er dachte nach. Die Mafiosi hatten ihn also nicht von ungefähr angesprochen und ihm auch nicht aus eigenem Antrieb aufgelauert. Sie mußten irgendwie erfahren haben, daß er das Hotel noch einmal verlassen hatte, und waren ihm gefolgt.

Die Gegenseite handelte schnell. Da nicht anzunehmen war, daß Asmodis sich der Mafia bediente, mußten noch andere beteiligt sein. Suko sah schlimme Zeiten für mich und sich vor sich. Denn zwischen Asmodis und der Mafia konnten wir zermahlen werden wie Getreidekörner zwischen zwei Steinen.

***

»Ich habe noch etwas Abendgymnastik betrieben«, sagte Suko, dessen Klopfen mich aus meinem Vormitternachtsschlaf geweckt hatte.

Er berichtete von den beiden Mafiosi. Ich pfiff durch die Zähne.

»Da müssen wir aufpassen, alter Freund. Jetzt leg dich aufs Ohr und höre zu, was die Matratze dir zu erzählen hat. Tür und Fenster solltest du vorsichtshalber mit einem Zeichen der Weißen Magie sichern.«

»Wird erledigt, Sir John«, antwortete mein chinesischer Freund scherzhaft und trollte sich.

Ich schloß die Zimmertüre ab, gähnte und legte mich wieder hin. Bereits am Morgen, als wir beim Frühstück saßen, erschien Gino Leone im Restaurantzimmer, der vom Dienst suspendierte Bahnhofsvorsteher. Mit seinem Bruder Roberto in Rom hatte er nicht allzuviel Ähnlichkeit.

Er war ein Stück größer, kraushaarig und schlank. Er bevorzugte in Zivil legere Kleidung und hatte eine leichte, helle Leinenjacke über das Sporthemd gezogen. Seine Jeans mußte er in Rom gekauft haben.

Gino Leone machte auf mich einen sympathischen und vertrauenerweckenden Eindruck. Er war wohl ein Mann ohne größere Ambitionen.

Ein netter Kerl, der sich sehr bemüht hatte, seine Pflicht zu erfüllen und der nicht verstand, weshalb man ihn jetzt anklagte und beschuldigte.

Unter seinen Augen lagen dunkle Schatten. Nervös knetete er seine Finger.

»Roberto hat mich angerufen«, sagte er. »Ich weiß, was in Rom und bei der Bahnlinie passiert ist. Sie werden sich doch hoffentlich nicht entmutigen lassen und abreisen, Mr. Sinclair?«

Da kannte er mich schlecht. Ich versicherte es ihm. Gino Leones Englisch war recht gut, er hatte einen Sprachkurs besucht, um sich weiterzubilden. Außer ihm und uns befand sich niemand in dem geräumigen Restaurantzimmer, durch dessen Panoramafenster man bis zum schneebedeckten Gipfel des La Maiella sehen konnte.

Ich fragte Leone, was er von dem sterbenden Lokführer erfahren hatte.

»Ich erhielt übers Streckentelefon Nachricht von dem Schaffner des Nachtexpresses, der nach Pescara unterwegs war und wegen des Güterzugunglücks auf offener Strecke halten mußte. Ich gab sie sofort an die Betriebsstelle und die Eisenbahndirektion in Rom weiter. Mein Stellvertreter, der gleichfalls am Bahnhof anwesend war, verständigte die Carabinieri und die Feuerwehr. Er sollte mit einer Rettungsmannschaft zu der Unglücksstelle folgen. Ein weiterer Zug mit Arbeitsgeräten wurde von Pescara angefordert. Die Strecke wurde gesperrt. Ich brauste so bald wie möglich mit meinem Motorrad los. Im Beiwagen nahm ich Dr. Fabrizzi mit, einen Arzt aus Celano. Wir wollten schnellstens an Ort und Stelle gelangen.«

Da war einiges los gewesen.

»An der Unglücksstelle angekommen, sahen wir, daß Bahnbeamte und Passagiere aus dem Nachtexpreß mit Schaumlöschern die Flammen zu löschen versuchten«, fuhr Leone fort. »Einige der entgleisten Güterwagen hatten Feuer gefangen. Wir suchten nach den drei Männern, die mit dem Güterzug mitgefahren waren.«

»Weiter!« forderte Suko.

»Hinter einem umgestürzten Waggon entdeckten wir den Lokführer. Er war gräßlich zugerichtet und hatte nicht mehr lange zu leben. Dr. Fabrizzi spritzte ihm Morphium, um seine Schmerzen zu mildern. Der stöhnende Mann berichtete uns, was er erlebt hatte.«

Eine anschauliche Schilderung des Spuks und des Güterzugunglücks folgte.

Leone berichtete noch über die folgenden Arbeiten, die erforderlich waren, um die Trümmer des entgleisten Güterzugs wegzuräumen, die

Strecke instandzusetzen und den Bahnbetrieb wieder aufzunehmen. Suko und ich hörten geduldig zu. Ich bot Leone eine Zigarette an.

»Weshalb verdächtigt und beschuldigt man denn nun ausgerechnet Sie?« fragte ich. »Ihr Bruder in Rom konnte mir das nicht ganz genau erklären.«

Der Bahnhofsvorsteher seufzte.

»Der Hauptgrund ist, daß ich an dem Abend vor dem Unglück die Strecke abfuhr und kontrollierte. Mitglieder der Untersuchungskommission und Herren von der Bahndirektion in Rom behaupten, die Weiche wäre verstellt worden. Deshalb sei der Güterzug entgleist. Dabei wollte ich nur mit größter Genauigkeit meine Pflicht erfüllen und nachprüfen, ob an der Strecke alles in Ordnung sei. Es hatte vorher schon merkwürdige Vorfälle gegeben.«

»Welche?«

»Nun, Signale und Weichen waren falsch gestellt. Auf dem Rangiergleis entgleiste eine Lok mit drei Güterwagen. Am Zubringergleis des Bauxitbergwerkes Cellani kippte eine Kleinlok mit einer Reihe von Loren von den Schienen. Einmal hätte es wegen eines falsch gestellten Signals einen Zusammenstoß zwischen einem Personenzug und einem Güterzug geben können. Die Aufmerksamkeit des Güterzuglokführers vereitelte ihn.«

Leone war pflichteifrig oft unterwegs gewesen und hatte den Vorfällen jeweils nachgeforscht. Rein zeitlich hätte er Gelegenheit gehabt, Sabotageakte zu verüben.

»Man glaubte also an Sabotage«, sagte ich. »Von Spuk war nicht die Rede?«

»Nur am Rande. Zuerst nahm ich das auch nicht ernst. Der Lokrangierer vom Bauxitbergwerk berichtete von einer geisterhaften Gestalt. Streckenarbeiter wollten eine Erscheinung im Tunnel gesehen haben. Zwei Streckenarbeiter gaben an, eine bleiche Hand beobachtet zu haben, wie sie eine Weichenkurbel betätigte. Der Rangierer wurde ausgelacht. Die Streckenarbeiter meldeten ihre Beobachtungen erst gar nicht offiziell.«

»Wie lange dauert dieser Spuk schon?«

»Etwa acht Wochen. Das Güterzugunglück und das Auftauchen der Höllenhand gestern abend waren die Höhepunkte.«

Bis jetzt, fügte ich in Gedanken hinzu. Der Spuk hatte zunächst klein angefangen, dann wurden die höllischen Kräfte immer stärker. Das Ende war klar abzusehen.

Eine Satanshand, die ganze Züge in die Hölle riß oder zerschmetterte und zertrümmerte.

»Okay«, sagte ich und trank den letzten Rest meines kalt gewordenen Kaffees. »Dann suchen wir mal die Herren von der Untersuchungskommission auf, die heute im Bahnhofsgebäude tagen.

Anschließend fahren wir zu der Stelle, an der sich das Güterzugunglück ereignete.«

»Es muß doch ersichtlich sein, daß dem Güterzugunglück keine normalen Ursachen zugrunde liegen?« wandte Suko ein. »Daß die Lok und die Waggons von anderen Kräften demoliert wurden, als sie beim Entgleisen entstehen?«

Gino Leone zuckte nur hilflos die Achseln.

Wir gingen zu Fuß zum Bahnhof, Gino Leone begleitete uns. Die Herren von der Untersuchungskommision im Versammlungsraum empfingen uns ungnädig. Von übernatürlichen Einwirkungen wollten sie nichts wissen.

Der Vorsitzende der Kommission tat so etwas als Spinnerei ab. Er verwahrte sich dagegen, daß man extra zwei Experten aus England hergeholt hatte, nämlich Suko und mich.

»Die Eisenbahndirektion protestiert dagegen!« rief er und schlug mit der Faust auf den Tisch.

Den Spuk vom Vorabend wollte er mit einer Massenhalluzination und mit Fantasterei erklären. Er behauptete allen Ernstes, das Höllentor sei der Schein der untergehenden Abendsonne gewesen. Die Schienenverformungen erklärte er mit thermischen Einwirkungen oder Erdbewegungen.

»Was sagst du dazu?« flüsterte Suko mir zu.

»Gegen Dummheit kämpfen selbst Götter vergebens«, erwiderte ich ebenso leise. »Solange es solche Leute gibt, hat Asmodis ein leichtes Spiel.«

Der ebenfalls anwesende Carabinieri-Leutnant hielt sich zurück. Was er inoffiziell glaubte, wollte er vor den acht Herren aus Rom und Pescara nicht verlauten lassen.

Gino Leone kämpfte verzweifelt um sein Recht und wies auf seine Unschuld und seine treue Pflichterfüllung hin.

»Wir werden Ihnen Ihre Sabotageakte schon noch nachweisen, Leone«, antwortete ihm der Kommissionsvorsitzende, ein Bahndirektor namens Taza aus Pescara. »Meines Erachtens gehören Sie hinter Gitter! Da werden Sie auch in Kürze landen.«

»So fahren Sie doch mit zu der Stelle, an der der Güterzug entgleiste!« rief Leone verzweifelt. »Sie haben Einblick in die Untersuchungsberichte. Sie kennen die Schilderungen der Personen, die an der Unglücksstelle den zertrümmerten Zug sahen. An Ort und Stelle müssen Sie doch selber sehen, daß übernatürliche Kräfte im Spiel gewesen sein müssen. Die Waggons lagen im ganzen Tal verstreut. Ein Waggon lag dreihundert Meter von den Schienen entfernt am Berghang, ohne daß Spuren zu erkennen waren, wie er dorthin gelangt sein konnte. Das muß Ihnen doch einleuchten, daß so etwas nicht mit natürlichen Dingen zugeht.«

»Waren Sie überhaupt schon einmal am Unfallort, Signor Taza?« fragte ich.

Die Unterhaltung wurde teils in Italienisch, teils in Englisch geführt.

Taza schüttelte den Kopf.

»Wozu? Unsere Experten haben den Fall untersucht. Ich stütze mich auf ihre Berichte und Ergebnisse.«

Das war ein starkes Stück, das sagte ich Taza auch. Er wies darauf hin, daß er erst aus Pescara gekommen sei, als die Trümmer schon weggeräumt waren. Aber es seien schließlich genügend andere am Platz gewesen.

Ich ließ nicht locker. Taza gab schließlich nach und erklärte sich einverstanden, die Unglücksstelle wenigstens einmal zu besichtigen.

»Ich will mir später nichts vorwerfen lassen«, erklärte er.

Bevor wir losfuhren, fand ich Gelegenheit, mit dem Leutnant über die beiden Mafiosi zu sprechen und ihm die Bernardelli-Pistole und den Schlagring zu übergeben.

»Ich weiß schon, wen Sie meinen, Mr. Sinclair«, ließ der Leutnant mir erklären. »Die beiden sind mir nicht unbekannt. Ich werde sie mir vornehmen. Sie können heute nachmittag auf der Polizeistation mit ihnen sprechen.«

Wenig später fuhren der Leutnant, ein Carabiniere und ich im Streifenwagen aus der Stadt. Uns folgten zwei Limousinen mit vier Herren von der Untersuchungskommission und dem stellvertretenden Stationsvorsteher, der jetzt an Leones Stelle gerückt war. Suko und Gino Leone schlossen sich bald mit der Moto Guzzi des suspendierten Stationsvorstehers an.

Leone saß im Beiwagen, er hatte Suko den Platz am Steuer überlassen. Mein chinesischer Freund war ein leidenschaftlicher Motorradfahrer und widmete den Teil seiner Freizeit, den Shao ihm in London übrigließ, seiner schweren Maschine. Oft waren die beiden auch zusammen auf dem heißen Ofen unterwegs.

Bei meinem letzten Fall war ich auf Sukos Motorradfahrkünste angewiesen gewesen. Sie hatten den Ausschlag zu unserem Sieg gegeben.

Die Sonne strahlte, doch der Bergwind der Abruzzen ließ die Hitze nicht so spüren. Im Norden erhob sich das schneebekränzte Massiv des Gran Sasso, des höchsten Berges der Abruzzen.

Der neben den Schienen entlangführende Weg wurde immer schlechter. Schließlich konnten wir nur noch im Schritt fahren. Bei dem vierhundert Meter vor der Unglücksstelle gelegenen Tunnel mußten wir anhalten, die Wagen zurücklassen und zu Fuß weitergehen.

»Aufgepaßt!« rief Suko, als wir anderen ausgestiegen waren.

Er hatte sich mit Gino Leone verständigt. Er brummte auf dem

Motorrad mitsamt Beiwagen durch den Tunnel. Die gemauerten Wände warfen das Dröhnen des Motors zurück.

Wir folgten zu Fuß auf dem Pfad neben den Schienen. Im Tunnel war es kalt und zugig. Ein eigenartiges Gefühl beschlich mich. Ich spürte eine Gänsehaut, meine Nackenhaare prickelten.

Bereiteten sich die Kräfte der Hölle etwa wieder zu einem Schlag vor? Mein Instinkt schickte mir Warnsignale. Ich war froh, als wir den 150 Meter langen Tunnel verlassen konnten.

Eine kurze Strecke vor ihm mußte sich vor einer Woche das Tor zur Hölle und die Höllenhand manifestiert haben. An der Unglücksstelle lagen nur noch wenige Trümmerstücke umher. Die Strecke war repariert worden. Eine schwarz verkohlte Fläche und schwarze Stellen erinnerten an den Brand mehrerer Güterwagen.

Suko und Gino Leone warteten bereits an der Unglücksstelle.

Der dürre Eisenbahndirektor Taza blickte sich um, rückte die randlose Brille zurecht und stocherte mit dem Spazierstock zwischen ein paar ausgeglühten Trümmerteilen, Gino Leone begann zu erklären.

Er schilderte, wo die einzelnen Waggons gelegen hatten, wo die zertrümmerte Lok gewesen war, und wie alles ausgesehen hatte. Ein Berg von Trümmern mußte sich aufgetürmt haben, in dem Brände loderten.

Der Rest hatte in der Runde verstreut gelegen.

Die Mitglieder der Untersuchungskommission hatten Skizzen vom Unglücksort mitgebracht. Sie prüften Leones Angaben nach und stellten Vergleiche und Messungen an. Für mich war das weniger interessant.

Ich wollte die Höllenhand und den Spuk bekämpfen, von deren Wirken ich überzeugt war. Meine Blicke schweiften immer wieder zu dem Tunneleingang hinüber, der wie ein dunkles Maul gähnte.

Taza brummte ein paarmal: »Hm, hm, hm«, war aber von seiner vorgefaßten Meinung nicht abzubringen.

Gino Leone wollte die Männer zur Weiche und zum Signal führen. Er wollte erläutern, daß bei keiner Stellung der Weiche, wie immer sie auch gewesen sein mochte, der Zug auf diese Weise hätte entgleisen können.

Doch der Aufschrei des Carabiniere hielt die Männer auf.

»Dort!« rief der schreckensblasse Carabiniere und deutete mit dem Finger. »Da im Tunneleingang! Dort steht der Geist!«

***

Er hatte recht. Die bleiche Gespenstergestalt war am Anfang des Tunnels erschienen. Zwei Meter groß und weiß war sie. Ihre Arme fuchtelten. Selbst auf diese Entfernung konnten wir erkennen, daß die rechte Hand des Geistes fehlte.

Er gestikulierte heftig und verzweifelt. Die Männer starrten. Der Bahndirektor Taza nahm die Brille ab, polierte die Gläser, setzte sie auf, schaute hin, nahm die Brille wieder ab. Er wollte seinen Augen nicht trauen.

»Da-da-das ist doch nicht möglich!« stammelte er.

Ich hatte den Einsatzkoffer in der Hand.

»Los, aufs Motorrad, Suko!« rief ich. »Den Geist wollen wir uns diesmal näher ansehen!« Ich wendete mich an die andern. »Sie bleiben zurück, es könnte gefährlich werden!«

Der Leutnant, der Carabiniere, Gino Leone, sein Stellvertreter und die vier Männer von der Untersuchungskommission antworteten nicht. Suko hatte bereits die Schlüssel aus der Tasche gezogen und sprang auf die Moto Guzzi 850 GTL. Er schob den Ständer weg und trat kräftig auf den Kickstarter.

Der Motor dröhnte los.

Ich kletterte in den mit einer niederen Windschutzscheibe versehenen Beiwagen. Suko beschleunigte, das die Steine unter den Reifen wegspritzten.

Im Nu hatten wir die Entfernung zurückgelegt. Der Geist floh nicht, er schien uns zu erwarten. Denn jetzt gestikulierte er nicht mehr.

Wenige Meter vorm Tunnel hielt Suko an und bockte die Maschine auf. Ich stieg aus dem Beiwagen, Suko saß ab, und ich reichte ihm den Einsatzkoffer. Langsam näherten wir uns dem Geist.

Ein Hauch eisiger, unirdischer Kälte schlug uns entgegen. Die dunklen Augen im Kopf des weißen Schemens musterten uns. Ich kann es nicht genau erklären, aber irgendwie spürten wir die tiefe Traurigkeit, die Verzweiflung und den Kummer, die dieser Geist empfand.

Es war zwar eine unnatürliche, aber keine böse und dämonische Ausstrahlung, die von ihm ausging. Zwei Meter vor ihm blieben wir stehen. Meine rechte Hand lag an dem silbernen Kreuz an meinem Hals.

»Wer bist du?« fragte ich.

»Frascati«, antwortete ein leises Wispern. »Die arme Seele des verblendeten Frascati. Geht nicht mehr durch den Tunnel. Die Höllenhand droht!«

Der Geist hatte noch nicht richtig ausgesprochen, als es im Tunnel hinter ihm düster zu glühen begann. Er bemerkte es, denn er wandte den Kopf. Sein bleiches, in den Konturen kaum zu erkennendes Gesicht zuckte und verzerrte sich.

Er schwenkte den blutigen Armstumpf.

»Asmodis und seine Diener!« wisperte er. »Flieht!«

Das Gespenst huschte wie ein Nebelstreif zur Wand des Tunnels und verschwand von einer Sekunde zur andern. Suko und ich wechselten

einen Blick. Ich zog die Beretta und das Kreuz und hob beides.

»Nimm Weihwasser und die Gnostische Gemme aus dem Koffer und wirf!« forderte ich Suko auf.

Er öffnete den Koffer. Nach Schwefel stinkender Rauch strömte uns aus dem Tunnel entgegen. Nur fünf Meter vor uns war der rote Schein, der sich immer mehr ausbreitete. Ein Tor zur Hölle entstand. Gelbe und grüne Dämpfe waberten heraus, eine Hitze wie aus einem Hochofen strahlte uns entgegen.

Ein Grollen ertönte. Unheimliche Laute erschollen, so als schrien Dämonen in der Ferne.

»Michael! Gabriel! Raffael! Uriel!« rief ich, daß es im Tunnel hallte und hielt das Kreuz hoch.

Es vibrierte, es erwärmte sich, und Strahlenbündel schossen hervor. Meine Beretta krachte und spuckte Mündungsfeuer und Patronen aus geweihtem Silber. Suko intonierte mit seiner Baßbaritonstimme eine Beschwörung, um den Satan zu vertreiben.

Er schleuderte die Gnostische Gemme und die Weihwasserphiole in den roten Schein hinein, der nun den gesamten Tunnel ausfüllte. Doch alles half nichts, die Mächte der Hölle waren stärker.

Asmodis hatte sich gegen unsere Attacken gewappnet.

Ein satanisches Gelächter dröhnte, ein Schwall von Glut und höllischem Gestank schlug aus dem Tunnel. Feuerzungen leckten uns entgegen und faßten nach uns, ein Brausen ertönte.

Und aus dem Dimensionstor griff die Höllenhand.

»Sinclair, du Wurm!« dröhnte Asmodis donnernde Stimme. »Jetzt zerquetsche ich dich und Suko wie Läuse!«

»Zurück, Suko!« schrie ich. »Nichts wie weg von hier, sonst sind wir verloren!«

Unsere Kleider glimmten und qualmten bereits. Unsere Haare wurden versengt. Wir konnten nicht standhalten, es wäre Selbstmord gewesen und hätte uns ein weit schlimmeres Los beschert als einem normalen Selbstmörder.

Wir spurteten zum Motorrad. Suko sprang auf die Moto Guzzi, deren Schlüssel noch steckte, und wollte sie starten. Ich klammerte mich am Beiwagen fest und feuerte die letzten beiden Kugeln aus der Beretta auf die riesige Höllenhand.

Biiaauuu! Biiaauuu! Zwei Querschläger jaulten davon. Der Höllenhand schadeten die Kugeln nicht. Sie öffnete sich und wollte uns packen.

Die Moto Guzzi sprang nicht an!

»Runter!« schrie Suko und hechtete vom Motorrad weg.

Ich sprang zur Seite wie ein Weltmeister. Mit diesem Sprung übertraf ich meine Bestleistungen in der Collegezeit glatt. In letzter Sekunde, denn die Höllenhand packte zu und erfaßte das Krad.

Suko und ich spurteten auseinander, damit die Hand uns nicht beide auf einmal fassen sollte. Ich umklammerte die leergeschossene Beretta, das Kreuz baumelte an meinem Hals. Suko hielt meinen Einsatzkoffer noch in der Hand.

Wir rannten wie die Sprinter: Suko den Berghang hinauf, ich am Bahndamm entlang. Im Laufen warf ich einen Blick zurück und sah die riesige Höllenhand genau über mir.

Ich katapultierte mich mit einem gewaltigen Sprung vorwärts, machte die Hechtrolle und stand gleich wieder auf den Beinen. Mit donnerndem Getöse hieb die Höllenhand neben den Bahndamm, daß die Schottersteine flogen und der Boden zitterte.

Ich weiß nicht, in welcher Zeit Sie fünfzig Meter schaffen, lieber Leser. Ich brauchte für die nächsten fünfzig gewiß nicht mehr als sechs Sekunden. Damit war ich aus der Reichweite der Höllenhand, die ich am Vorabend erkannt hatte.

Die riesige Hand faßte nach Suko, der am steilen Hang naturgemäß langsamer sein mußte als ich. So wie man über einen Tisch wischend eine Fliege fängt, so wollte die riesige Hand Suko schnappen.

Aber er hatte schon den Kamm erreicht, warf sich zu Boden und rollte sich weiter. Die Höllenhand fegte über ihn hinweg und radierte ein paar Felsen und Sträucher fort. Dann war auch Suko außerhalb ihrer Reichweite.

Die Höllenhand an dem glühenden Strang zog sich zum Tunnel hin zurück. Ein dämonisches Geheule und Verwünschungen ertönten. Abscheuliche Flüche und Obszönitäten direkt aus der Hölle.

Die anderen Männer waren entgegen meinem Befehl näher gelaufen und standen jetzt entsetzt und keuchend da. Die riesige Hand aber packte das arg verbogene Motorrad samt Beiwagen und schleuderte es wie ein Geschoß nach mir.

Ich sprang zur Seite weg. Das Motorrad krachte drei Meter neben mir auf den Boden, ein Stück Blech flog mir knapp am Kopf vorbei. Ich faßte wieder mein Kreuz, lud die Beretta nach und rief Bannsprüche.

Auch vom Hang oben, wo Suko in einer Bodenmulde kauerte, ertönten Beschwörungen der Weißen Magie und Bannsprüche. Die Höllenhand ballte sich zur Faust. Dann packte sie ein paar Felsbrocken, die in der Nähe des Tunneleinganges lagen, und begann damit ein Bombardement.

»Deckung!« schrie ich den Männern zu.

Sie warfen sich auf den Bauch wie bei einem Fliegerangriff. Die tonnenschweren Steine zischten durch die Luft, trafen donnernd auf und kollerten weiter. Ein Mann war getroffen worden.

Er schrie und stöhnte.

Ich rief die Namen der vier Erzengel und die stärksten Bannsprüche, die ich kannte. Suko folgte meinem Beispiel. Das Kreuz in meiner

Hand war so heiß, daß es mich eigentlich hätte verbrennen müssen, was aber nicht geschah.

Es strahlte und gleißte, es sendete Strahlen. Allmählich setzten sie der Höllenhand doch zu, bereiteten ihr Schmerzen und Unbehagen. Das Bombardement hörte auf. Asmodis Donnerstimme ertönte.

»Bald bist du an der Reihe, John Sinclair!«

Damit verschwand die Höllenhand in der roten, von Schwefeldämpfen umgebenen Glut. Wir konnten aufatmen.

Ich erhob mich. Suko kam den Berghang herunter. Auch die anderen Männer standen auf, bis auf ein Mitglied der Untersuchungskommission. Ein Stein hatte dem Mann das linke Bein zerschmettert. Stöhnend saß er am Boden.

Wir versammelten uns bei ihm. Wir versorgten sein Bein, so gut es möglich war, und banden es ab, denn es blutete heftig. Gino Leones Motorrad war nur noch ein Schrotthaufen. Aber die Bahngleise hatte Asmodis diesmal nicht zerstört.

Das freute uns nicht sonderlich, denn es bewies nur, daß der Höllenfürst seine besonderen Pläne hatte. Er wollte sich seine Opfer holen. Wann, das konnten wir noch nicht absehen, aber gewiß in nicht allzu ferner Zukunft.

Der Bahndirektor Taza war zutiefst erschüttert.

»Niemals hätte ich so etwas für möglich gehalten«, stammelte er immer wieder. »Es ist unfaßbar. Das darf es nicht geben, es ist ungeheuerlich.«

Sukos und meine Kleider waren versengt, aber es glimmte kein Funke mehr daran. Die angesengten Haare würde ich mir allerdings sehr kurz stutzen lassen müssen. Unsere Gesichter waren vom Rauch des Höllenfeuers geschwärzt, doch wir waren unversehrt geblieben.

Bis auf ein paar Schrammen, die Suko sich zuzog, als er über den Felsen rollte.

»Der Geist hat Sie und Suko in die Falle locken wollen«, ließ der Carabinieri-Leutnant uns von Gino Leone übersetzen. »Er ist ein Diener der Hölle.«

Da war ich anderer Auffassung.

»Nein, er wollte uns wiederum warnen. Denn wenn wir später ahnungslos durch den Tunnel zurückgegangen wären, hätten wir dem Zugriff der Höllenhand sicher nicht entrinnen können.«

Ich schlug vor, daß wir den Verletzten durch den Tunnel zu den Wagen zurücktragen sollten. Die Mitglieder der Untersuchungskommission waren sehr besorgt, sie fürchteten den Tunnel wie die Hölle selbst.

Aber ich hielt es nicht für möglich, daß Asmodis an der gleichen Stelle so schnell wieder zupacken konnte. Die Aktionen der Höllenhand waren den Gesetzen der Schwarzen Magie unterworfen

und bedurften jeweils bestimmter Energien und Vorbereitungen.

Die Höllenhand konnte nicht einfach zugreifen, so wie es Asmodis und seinen Dienern paßte. Und sie war an die Dunkelheit gebunden. Das Tor zur Hölle war im Schatten des Tunnels entstanden.

Von meinen Ansichten konnte ich nur die beiden Carabinieri, Gino Leone und Suko überzeugen. Die anderen weigerten sich, durch den Tunnel zu gehen. Sie wollten lieber den umständlichen und beschwerlichen Weg über den Berg wählen.

Wir fünf wollten den stöhnenden Verletzten zurücktragen, der rasch nach Celano gebracht werden mußte und der ärztliche Hilfe dringend brauchte.

»Jetzt glauben Sie ja an den Höllenspuk, Direktor Taza«, sagte Gino Leone zu dem Kommissionsleiter. »Wollen Sie mir immer noch die Schuld in die Schuhe schieben und mich vom Dienst suspendiert lassen?«

»Ich habe Ihnen vieles abzubitten, Leone«, antwortete Taza. »Die Anklage gegen Sie wird selbstverständlich fallengelassen. Sie können Ihren Posten als Bahnhofsvorsteher wieder einnehmen. Aber ich weiß wirklich nicht, wie ich das alles den Herren der Direktion beibringen soll. Vor allem weiß ich nicht, was man unternehmen kann. Wir können schließlich nicht diese wichtige Bahnlinie durch die Abruzzen auf unbestimmte Zeit sperren. Andererseits sind durch die Höllenhand Menschenleben in Gefahr, und es drohen große Materialschäden. Ich bin im Moment völlig verwirrt und ratlos.«

»Überlegen Sie sich während der Rückkehr nach Celano und später, was Sie veranlassen wollen und müssen, Signor Taza«, sagte ich zu dem Dürren. »Wir müssen den Verwundeten schleunigst fortbringen.«

Gino Leone und ich faßten den Mann unter den Armen. Seine Beine wurden über ein Jackett gelegt, dessen Ärmel Suko und der Leutnant faßten und hochhoben. So transportierten wir den Mann.

Meinen Einsatzkoffer hatte Suko gerettet. Wir würden ihn noch bitter nötig brauchen.

Im Tunnel stank es nach Schwefel. Die zwei Carabinieri schauten sich ängstlich um. Der Verletzte war zu sehr mit sich und seinen Schmerzen beschäftigt.

Es passierte uns nichts.

Als wir den Tunnel verließen und hinaus ins helle Sonnenlicht traten, ließ ich den Leutnant durch Leone fragen.

»Sagt Ihnen der Name Frascati etwas?«

»So hieß eine Familie, die früher in dieser Gegend wohnte«, antwortete der untersetzte Carabinieri-Leutnant. »Den Frascatis gehörten ein großes Gut und viel Land. Aber das wurde alles verkauft, die letzten Frascatis sind schon vor Jahrzehnten weggezogen. Mehr kann ich Ihnen im Moment nicht darüber sagen, Mr. Sinclair.«

»Aber das wird sich doch nachprüfen lassen?«
»Sicher. Es leben noch genug alte Leute im Ort, die die Frascatis kannten. Und natürlich gibt es Aufzeichnungen der Stadt und des Pfarramtes.«

***

Im Salonzimmer der alten Villa bei den Borghese-Gärten erhoben sich die Comtessa, Pietro der Satan und Rosanna vom runden Tisch. Die Vision, die ihnen die Glaskugel vermittelt hatte, war vorüber.
Pietro zog die Stores auseinander, und helles Sonnenlicht flutete ins düstere, von einer unheimlichen Atmosphäre erfüllte Zimmer.
»Der Geist Aldo Frascatis arbeitet gegen uns«, sagte die Comtessa böse. »Dieser Narr, der Asmodis seine rechte Hand gab, bereut und will die schlimmen Folgen seines Handelns vereiteln. Aber es ist zu spät, früher oder später wird Asmodis den Frechling packen und in die Hölle reißen.«
»Bald ist es soweit, daß Asmodis unsere Unterstützung nicht mehr braucht«, sagte Pietro der Satan. »Dann sind die magischen Gesetze erfüllt, und er kann die Höllenhand gebrauchen, wie und wo er will. Oh, dann werde ich endlich ein mächtiger Dämon sein. Einer der größten. Denn das ist Asmodis' Belohnung für mich.«
»Noch ist es nicht soweit«, wandte die etwas zaghafte Rosanna ein. »Vorher müssen viele Opfer den Weg zur Hölle gehen. Bisher hat Asmodis noch kein einziges.«
»Aber bald. Denk nur daran, wie viele Menschen in einem einzigen Zug sitzen. Die Höllenhand wird sie packen und alle durchs Höllentor in die Dimensionen des großen Herrn und Meisters reißen.«
»John Sinclair muß vorher erledigt werden!« meinte die walkürenhafte, aus allen Nähten platzende Blondine.
Sie nagte an ihrer Unterlippe.
»Das ist überhaupt kein Problem«, erwiderte die hochgewachsene Comtessa. Ihre strengen Gesichtszüge verzerrten sich vor Haß. Ihre Augen schienen zu glühen. »Der magische Anschlag ist gescheitert. Die Höllenhand konnte John Sinclair und Suko nicht fassen. Also müssen andere sie erledigen.«
»Du meinst die Mafia?« fragte der elegant gekleidete junge Mann.
»Natürlich, wen sonst? Ich werde gleich Don Anselmo in Celano anrufen. Er ist mir verpflichtet. Er soll Suko und John Sinclair umbringen lassen. Denn sie stören unsere magischen Kreise.«

***

Der Verletzte wurde ins Hospital gebracht. Wir freuten uns für ihn, als die Röntgenaufnahmen ergaben, daß sein Bein nicht amputiert zu werden brauchte. Doch die komplizierten Brüche erforderten eine lange Behandlung.

Immerhin war er mit dem Leben davongekommen. Der Bahndirektor Taza, die Kommissionsmitglieder und der stellvertretende Bahnhofsvorsteher waren inzwischen auch beim Hospital eingetroffen. Sie fuhren dann zum Bahnhof.

Suko und ich wechselten im Hotel die Kleider. Ein Friseur in der Nähe des Hotels schnitt mir rasch die angesengten Haare kurz. Suko mit seinem spärlichen Schopf brauchte das nicht.

Wir begaben uns zum Bahnhof, um mit den Kommissionsmitgliedern zu sprechen. Taza hatte mit der Bahndirektion in Rom und mit Pescara Verbindung aufgenommen. Die Einstellung des dürren Mannes zu dem Spuk und seine Haltung Gino Leone, Suko und mir gegenüber hatte sich grundlegend gewandelt.

Taza gab zu, daß er sich geirrt hatte. Er bestätigte Leone, daß er ab sofort wieder seinen Dienst als Bahnhofsvorsteher versehen konnte. Außerdem sollte er wegen seines Einsatzes und treuer Pflichterfüllungen offiziell belobigt werden.

Sein Motorrad würde ersetzt werden. Taza telefonierte mit Rom und Pescara und schickte Telegramme ab.

Das Ergebnis stellte ihn nicht zufrieden.

»Den Bahnverkehr auf der Linie für eine Zeitlang völlig einzustellen, ist nicht möglich«, erklärte er uns im holzgetäfelten Versammlungsraum des Bahnhofs. »Die Gründe sind nicht schwerwiegend genug. Man glaubt mir wohl in Rom und Pescara nicht so recht.«

Er seufzte. Schließlich hatte er selber noch vor zwei Stunden Spuk und Übernatürlichem gegenüber eine mehr als skeptische Haltung eingenommen.

»Ökonomisch gesehen, ist diese Entscheidung natürlich richtig«, fuhr er fort. »Die Bahnlinie ist schließlich eine Hauptverkehrsader. Aber andererseits ist mir gar nicht wohl bei dem Gedanken, daß weiterhin Tag und Nacht Züge mit vielen Menschen darin auf dieser Strecke fahren sollen. Nun, ich kann es nicht ändern.«

Er beschwor Suko und mich, alles zu unternehmen, um den Höllenspuk schleunigst zu beenden. Wir hielten uns nicht länger im Bahnhof auf. Der Carabinieri-Leutnant hatte bereits nachgeforscht und verwies uns an eine alte Frau aus seiner Verwandtschaft, die uns mehr über die Frascatis erzählen konnte.

Die Fahndung nach den zwei Mafiosi, die Suko am Vorabend hatten überfallen wollen, lief noch.

Die alte Frau, eine Großtante des Leutnants, war die Witwe eines Gemischtwarenhändlers. Jetzt führten ihre Enkelin und ihr Mann den Laden, ein ganzer Schwarm Kinder spielte vor dem Haus.

Der Streifenwagen hielt in der engen Gasse. Suko, ich und der Carabiniere, der uns hergefahren hatte und der dolmetschen sollte,

stiegen aus. Der Leutnant hatte seine Verwandten schon telefonisch verständigt.

Im Laden begrüßte uns die rundliche Ladeninhaberin. Sie führte uns die Holztreppe hoch in den zweiten Stock, wo ihre alte Großmutter ein Mansardenzimmer bewohnte.

Da es inzwischen Mittagszeit war, schlug sie vor, für uns drei Portionen Spaghetti zu bringen, was wir aber dankend ablehnten. Das obligatorische Glas Wein mußten wir annehmen.

Die alte Dame war schon weit über Achtzig, klein und schlank. Sie wog gewiß nicht mehr als neunzig Pfund.

Aber sie war noch recht rüstig, aufgeschlossen und geistig voll auf der Höhe. Ihre Enkelin schenkte den Wein ein und stellte eine Schale mit Gebäck auf den Tisch.

Dann ließ sie uns allein. Da der Leutnant uns hergeschickt hatte, vertraute sie uns.

Die alte Donna Clara war sehr angetan davon, Besuch von einem Oberinspektor von New Scotland Yard zu haben. Sie hatte von dem Spuk und der Höllenhand gehört, die ganze Gegend redete davon.

»Ich bete fleißig den Rosenkranz, damit dieser Schrecken bald ein Ende findet«, ließ sie uns von dem jungen Carabiniere übersetzen. »Was möchten Sie denn von mir wissen, Signori?«

Wir fragten nach den Frascatis. Die Alte taute noch mehr auf, denn sie liebte es, von vergangenen Zeiten zu sprechen. Die Frascatis waren sehr lange in der Gegend ansässig und angesehene Leute gewesen. Sie hatten ein großes Gut in der Nähe von Celano gehabt.

»Ich weiß genau Bescheid«, erzählte Donna Clara, »denn meine Mutter arbeitete als Dienstmädchen für die Frascatis. Ich habe einen großen Teil meiner Kindheit auf dem Gut verbracht. Ich erinnere mich noch genau an den alten Don Aldo Frascati und an seine vier Söhne. Wenn die Söhne noch leben, dann wären sie jetzt etwa in meinem Alter.«

Aldo Frascati hatte eine liebenswerte Frau und vier gesunde, kräftige Söhne. Er war ein angesehener und umgänglicher Mann, neigte allerdings zum Starrsinn und hing mit Leib und Seele an seinem Land.

Eher hätte er sich einen rostigen Nagel durch die Kniescheibe treiben lassen, als etwa einen Hektar Grund und Boden aufzugeben. Um 1910 faßte die italienische Regierung den Entschluß, die Eisenbahnlinie Rom Pescara zu bauen.

Quer durch die Abruzzen und mitten durch das Land von Aldo Frascati sollten die Schienen verlaufen. Frascati tobte, als er davon hörte, auf keinen Fall wollte er auch nur einen Meter Boden abgeben.

Von der Eisenbahn versprach er sich nichts Gutes. Die brachte nur Lärm, Dreck und Gestank. Der Rauch verdarb ihm die Qualität seiner Wiesen und vergiftete das Vieh auf der Weide. Davon war Aldo

Frascati überzeugt.
Er strengte einen Prozeß gegen das Regierungsprojekt an, verlor in der ersten Instanz und stürzte sich gleich in die nächste. Er bezahlte eine Schar von Anwälten und Sachverständigen aus eigener Tasche und begriff nicht, daß er auf verlorenem Posten kämpfte.
Die Landvermesser jagte er mit dem Gewehr davon. Dafür wurde er ein paar Wochen ins Gefängnis gesteckt. Aber sowie man ihn entließ, bezog er wieder seine alte, starre Haltung. Er verlor auch in der zweiten Instanz. Als der Gleisbautrupp anrückte, stellte er sich ihm mit dem Gewehr entgegen, von seinem ältesten Sohn unterstützt, und verwundete zwei Arbeiter.
Dafür erhielt er drei Jahre Gefängnis.
Inzwischen war Italien auf der Seite der Entente in den Ersten Weltkrieg eingetreten. Frascatis Söhne mußten einrücken. Zwei Söhne Frascatis starben im Krieg. Der dritte stürzte an einem Steilhang des Gran Sasso tödlich ab.
Frascatis Frau wurde aus lauter Gram und Verzweiflung schwerkrank. Sie brauchte Pflege, hohe Arztkosten fielen an. Fast den gesamten Grundbesitz hatten bereits die Prozeßkosten und das Heer der Advokaten verschlungen.
Eine hohe Geldbuße hatte Frascati außer seiner Haftstrafe auch noch bezahlen müssen. Sein einziger noch lebender Sohn, der Jüngste, war im Feld, und ein betrügerischer Verwalter wirtschaftete in die eigene Tasche und den Rest des Gutes noch weiter herunter.
Als Frascati aus der Haft entlassen wurde, war seine Lage katastrophal. Die Schicksalsschläge rissen nicht ab. Seine Frau starb. Der letzte Sohn kehrte mit einer Kugel in der Lunge aus dem Krieg zurück.
Er war nun weder körperlich noch charakterlich der Mann, das Schicksal zu wenden und Ansehen und Reichtum der Frascatis wiederherzustellen.
»Aldo Frascati war verbittert und gebrochen«, erzählte die alte Donna Clara. »An seinem jüngsten Sohn hatte er keine Stütze. Er schimpfte oft auf die Advokaten und Rechtsverdreher, die sich auf seine Kosten bei den Prozessen gesundgestoßen hatten. Wehe dem, der unter die Advokaten fällt, pflegte er zu sagen!«
Die alte Dame fuhr fort: »Am meisten haßte er die Eisenbahn. Der Bahn und ihren Mitarbeitern gab er die Hauptschuld an seinem Los. Er wollte nicht einsehen, daß er selber durch seinen Starrsinn einen großen Teil seines Unglücks verursacht hatte. Ohne die Eisenbahn wäre alles anders gekommen, das bildete er sich ein. Aldo Frascati wurde wunderlich. Die Eisenbahn war für ihn der Erzfeind und so etwas wie ein lebendes Wesen, ein böser Dämon. Bis spät in die Nacht brannte im Gutshaus das Licht. Es hieß, daß Aldo Frascati sich

mit Schwarzer Magie beschäftigte, nur um der Eisenbahn zu schaden.«

»Und dann?« fragte ich gespannt.

»Er beging Selbstmord. In einem Anfall geistiger Verwirrung, wurde gesagt. Aldo Frascati warf sich im Jahre 1920 in einer stürmischen Oktobernacht vor einen Zug. Er war sofort tot.«

Wir schwiegen. Konnte es sein, daß Aldo Frascatis übermäßiger Haß fortwirkte? Daß er einen Pakt mit Asmodis geschlossen hatte und jenen Teil der staatlichen italienischen Eisenbahn vernichten wollte, der in diesem Gebiet durch die Abruzzen führte?

Empfand Aldo Frascatis Seele Reue, warnte uns deshalb sein Geist?

Die alte Dame sprach flüsternd. Auch der Carabiniere redete leise.

»Da ist noch etwas«, sagte er. »Aldo Frascatis Körper wurde schrecklich verstümmelt, als der Zug ihn erfaßte. Die Räder trennten auch seine rechte Hand ab. Sie wurde niemals gefunden.«

***

Aldo Frascatis einziger noch lebender Sohn hatte den kläglichen Rest des Familienbesitzes verkauft und war nach Turin gegangen. Man hatte nie wieder von ihm gehört. Aldo Frascati, seine Frau und sein in den Bergen verunglückter Sohn lagen bei ihren Vorfahren in der Familiengruft der Frascatis auf dem Friedhof von Celano begraben.

Wir wußten genug. Wir bedankten uns bei der alten Dame und wollten uns höflich verabschieden.

»Sie glauben doch nicht, daß Aldo Frascatis Geist diesen Höllenspuk verursacht?« ließ sie uns fragen. »Das ist gewiß nicht so. Ich kannte ihn, und ich habe von meiner Mutter viel über ihn gehört. Aldo Frascati war ein Starrkopf und zum Schluß sehr verbittert, aber im Grunde genommen kein böser Mensch.«

Wir gingen, und im Streifenwagen fragte Suko: »Was unternehmen wir jetzt?«

»Aldo Frascati ist fast 59 Jahre tot«, erwiderte ich. »Es gibt keinen Grund, weshalb er gerade jetzt mit einem Höllenspuk anfangen sollte. Da muß ein anderes auslösendes Moment sein. Asmodis hat nach 59 Jahren eine Möglichkeit gefunden, die Höllenhand auf die Erde auszustrecken. Diese Höllenhand ist ohne Zweifel die damals abgefahrene Hand des Aldo Frascati, die spurlos verschwand. Asmodis hat sie auf teuflische Weise verwandelt und bedient sich ihrer.«

Auf der Polizeistation sprachen wir mit dem Leutnant. Er hatte sich inzwischen erkundigt und wußte sofort über das alte Frascati-Gutshaus Bescheid.

»Es wurde im letzten Jahr von einer Comtessa aus Rom erworben«, sagte er. »Sie bewohnt es aber nicht. Der große alte Kasten steht zur Zeit leer, und niemand weiß, was die Comtessa damit will.«

»War die Comtessa denn einmal hier in Celano?« fragte ich. »Sie wird

doch sicher ihren Besitz besichtigt haben?«

»Den Kauf hat ein Makler getätigt. Den Leuten, die dort wohnten, war das Haus zu groß und zu alt. Die Comtessa übernahm es und legte besonders auf das alte Inventar Wert. Sie war, als der Kaufabschluß stattfand, ein paar Tage da und wohnte später noch kurze Zeit in dem Haus. In sehr unkomfortablen Verhältnissen. Seither ist sie nie mehr hergekommen.«

Weil keine Veranlassung mehr dazu bestand. Ein paar alte Möbelstücke, Bilder und Papiere hatte die Comtessa mitgenommen oder abtransportieren lassen, wie der Leutnant erwähnte.

»Wie heißt diese Comtessa?« ließ ich fragen.

»Ich habe es in Erfahrung gebracht«, antwortete der Leutnant. »Ihr Name ist Comtessa Lucrezia di Morro. Ihre genaue Adresse kenne ich allerdings noch nicht.«

»Die wird sich herausfinden lassen.«

In einem Nebenzimmer, in dem wir allein waren, besprach ich mich mit Suko. Wir würden uns das alte Frascati-Gutshaus und auch die Familiengruft ansehen, um keine mögliche Spur außer Acht zu lassen.

Viel versprach ich mir nicht davon.

»Der Geist, der uns zweimal warnte, ist der Geist des Aldo Frascati, Suko«, sagte ich. »Wenn wir mit ihm Verbindung aufnehmen könnten, würde uns das enorm weiterhelfen. Die nächste Station ist bei der Comtessa di Morro in Rom. Es würde uns aber sehr nutzen, wenn wir bis dahin schon die Informationen des Frascati-Geistes hätten.«

»Die einzigen Wege, die ich kenne, um mit Verstorbenen Verbindung aufzunehmen, sind die Totenbeschwörung und die Seance«, antwortete mein hünenhafter chinesischer Freund.

»Du sagst es. Eine Seance ist die Lösung. Wir brauchen nur jemanden, der so eine Geisterbeschwörung durchführen kann. Ein Medium oder einen erfahrenen Spiritisten.«

Ich wußte zwar einiges über Weiße und Schwarze Magie und auch über die Dämonologie. Aber Spiritismus und Geisterbeschwörung waren eine Wissenschaft für sich, die auch gewisse Fähigkeiten und Talente voraussetzte.

Diese hatte ich mir bisher weder aneignen können noch wollen.

»Nicht verzagen, unsern Leutnant fragen«, sagte Suko. »Vielleicht haben wir Glück, und in Celano gibt es einen Spiritistenzirkel.«

Wir hatten kein Glück. Die Einwohner von Celano hatten mit Spritismus nichts im Sinn. Aber in Tagliacozzo gab es einen alten Professor, der allerdings nur einen Teil des Jahres dort lebte. Der Mann war sogar ein hervorragender Spiritist, der auch in Tagliacozzo einen Zirkel unterhielt und mit Gleichgesinnten Seancen veranstaltete.

Das sagte uns der Leutnant. Er rief gleich in Tagliacozzo im Haus des Professors an. Dessen Angestellter, wohl Art Butler, teilte ihm mit, der

Herr Professor sei zur Zeit auf Reisen und werde erst am nächsten Tag zurückerwartet.

Wir entschlossen uns, die Nacht noch in Celano zu verbringen und den Spiritismus-Professor am nächsten Tag aufzusuchen. Er würde uns gewiß unterstützen.

***

Endlich fanden wir Zeit zu einem verspäteten Mittagessen, denn die Natur forderte ihr Recht. Die Pizza war ebenso groß wie fantastisch. Nach Art der Gegend zubereitet, hatte sie alle möglichen Zutaten und genug Kalorien, um einen Schwerarbeiter zu sättigen.

Suko rieb sich nach der Mahlzeit im Ristorante den Bauch.

»Noch ein paar Essen, und ich habe im Nu fünf Kilo zugenommen.«

»Die bringst du beim Karatetraining wieder herunter. Oder laß sie dir in London von Shao wegmassieren.«

»Das will ich mir überlegen«, lachte Suko dumpf.

Die Einheimischen behandelten uns mit Respekt, und wir erhielten eine Vorzugsbedienung. Denn es hatte sich herumgesprochen, wer wir waren und was wir hier wollten. Wir hatten gerade das Glas Wein ausgetrunken, das zur Mahlzeit gehörte, als es draußen auf der Straße hupte.

Gleich darauf trat Gino Leone ein. Er verlangte unbedingt, daß wir ihn an diesem Abend zu Hause besuchen und seine Gäste sein sollten. Wir konnten es ihm nicht abschlagen und sagten zu, falls nichts dazwischenkäme.

Gino Leone bat uns, um 19 Uhr bei ihm zu sein und nannte uns die genaue Anschrift und den Weg. Er mußte dann wieder zum Bahnhof. Wir besorgten uns vom Autoverleiher einen 1500er Fiat und fuhren zunächst zum alten Gutshaus der Frascatis.

Es war ein großer Kasten, der früher gewiß einmal imponierend ausgesehen hatte. Jetzt wirkte er nur noch verlottert. Die meisten Fensterscheiben waren eingeschlagen, die Räume drinnen kahl, leer und kalt. Das Haus hätte wieder instandgesetzt werden können.

Aber diesen Wohnsitz konnte sich nur jemand mit größerem Vermögen leisten, und ohne den dazugehörigen Grundbesitz rundum war er uninteressant. Außer Spinnweben und ein paar Mäusen entdeckten wir drinnen nichts.

Der Besuch auf dem Friedhof erwies sich auch nicht als ergiebiger. Um die Familiengruft der Frascatis wucherte Unkraut. Von einer unheimlichen Atmosphäre war nichts zu spüren. Wir fuhren noch zu der Stelle, wo am vorigen Abend der Zug kurz vor der Höllenhand angehalten hatte.

Die Bahnarbeiter waren fleißig am Werk, um den einen Schienenstrang auszubessern. Der andere war intakt, ein Zug fuhr

gerade vorbei.

Dann war es auch schon an der Zeit, die Leones aufzusuchen. Von einer Telefonzelle aus riefen wir die Carabinieristation und den Bahnhof an. Es war nichts Besonderes vorgefallen.

Die Leones bewohnten ein nettes kleines Häuschen mit einem Garten drumherum am Stadtrand. Gino Leone war überglücklich, seiner Familie und seinen Verwandten, Freunden und Bekannten den berühmten Geisterjäger aus London und dessen chinesischen Freund vorstellen zu können.

Er gab eine kleine Feier uns zu Ehren. Was die Leones uns alles zu essen und zu trinken auftischten, konnten wir unmöglich verkraften. Aber besonders Suko hieb wacker ein und fraß sich buchstäblich ins Herz der alten Mamma Leone, die mit im Haus wohnte.

Gino Leone und seine Frau hatten drei Kinder, das vierte war deutlich sichtbar unterwegs. Im Juli sollte der kleine Erdenbürger zur Welt kommen. Die Leones waren alle glücklich, daß das Familienoberhaupt seine Stelle als Stationsvorsteher wiederhatte, und von dem schlimmen Verdacht gereinigt war.

Nachdem die Kinder ihre erste Scheu vor Suko überwunden hatten, waren sie wie verrückt mit ihm. Signor Suko mußte für sie Chinesisch sprechen, mit den Ohren wackeln und Grimassen schneiden. Wenn Gino Leone nicht eingegriffen und die Rasselbande ins Bett geschickt hätte, hätten sie ihn auch noch als Reitpferd die Treppe hinauf und hinunter gehetzt.

Suko hatte ein Herz für Kinder, und er meinte manchmal, sie seien der bessere Teil der Menschheit.

Um halb elf Uhr konnten wir uns dann von den Leones, ihren Nachbarn, Freunden und Bekannten verabschieden und in unser Hotel zurückkehren.

»Eine nette, glückliche Familie«, sagte Suko im Wagen, als wir in unser Hotel zurückkehrten. »Ich bin froh, daß wenigstens Gino Leone aus dem Schneider ist.«

Das hatten wir immerhin erreicht. Beim Hotel angekommen, gab der Sohn des Wirtes mir einen verschlossenen Briefumschlag, als wir unsere Zimmerschlüssel in Empfang nahmen. Von der Polizeistation lag keine Meldung vor. Man wußte, wo man uns erreichen konnte.

Noch in der Gaststube, während die Gäste uns neugierig betrachteten, riß ich den Briefumschlag auf. Die Anschrift auf dem Briefumschlag war mit Druckbuchstaben in Englisch geschrieben und lautete »Mr. John Sinclair, persönlich.«

Da wir im Hotel logierten, waren Gaststube, Nebenzimmer und Restaurant an diesem Abend gerammelt voll. Jeder wollte die Geisterjäger aus London sehen. Wir waren in Celano bereits zu lokalen Berühmtheiten geworden.

Der Papierbogen enthielt eine Nachricht, ebenfalls in Blockschrift: »Sehr geehrter Mr. Sinclair, ich habe Ihnen etwas sehr wichtiges zu sagen. Mit meiner Hilfe können Sie den Spuk rasch aufklären und beenden. Da ich selber darin verwickelt bin, muß ich gewisse Vorsichtsmaßregeln treffen und darauf bestehen, daß Sie allein kommen und mit mir reden. Treffen Sie mich auf dem alten Friedhof, ich warte bis Mitternacht. Sie werden überwacht. Sollten Sie etwa nicht allein sein oder andere verständigen und hinzuziehen, so ist unser Gespräch unmöglich. Ich bitte Sie dringend zu erscheinen in Ihrem Interesse und in dem vieler unschuldiger Menschen. Eine Freundin.«

Ich gab den Schrieb Suko. Er runzelte die Stirn.

»Wer hat das abgegeben?« fragte ich den Wirt, der inzwischen hinzugetreten war.

»Keine Ahnung. Der Brief lag im Briefkasten. Ist etwas nicht in Ordnung?« beantwortete sein Sohn in Englisch die Frage.

»Nein, keineswegs.«

Ich gab Suko einen Wink, und wir begaben uns oben auf mein Zimmer, wo wir ungestört reden konnten.

»Das riecht mir sehr nach einer Falle«, sagte Suko. »Denk nur an die beiden Kerle, die mich gestern abend angegriffen haben. Der eine schrie, die Mafia wäre auf uns angesetzt worden. Wir müssen aufpassen, John.«

Der Tätowierte und der schmalzlockige Paolo waren verschwunden. Die Carabinieri hatten sie nicht auffinden können, wie wir vom Leutnant wußten.

»Sicher kann es eine Falle sein«, antwortete ich. »Aber vielleicht ist es auch keine, und ich habe wirklich eine Chance, etwas zu erfahren, was uns entscheidend weiterhilft. Wenn ich daran denke, daß die Höllenhand schon heute Nacht wieder zuschlagen könnte, daß ein ganzer Eisenbahnzug mitsamt den Reisenden zur Hölle fahren könnte, läuft es mir eiskalt den Rücken hinunter. Ich muß einfach hingehen und mir Gewißheit verschaffen.«

»Aber nicht allein. Ich begleite dich.«

»Nein, Suko, ich bin nicht aus Zuckerwatte und kann auf mich aufpassen. Du bleibst hier im Hotel und wartest.« Ich sah auf die Armbanduhr. »Jetzt ist es zehn Minuten vor elf. Wenn ich bis Mitternacht nicht zurück bin und falls du bis dahin nichts von mir gehört hast, verständige die Carabinieri. Dann fahrt ihr zum alten Friedhof.«

Suko preßte die Lippen zusammen. Aber er schwieg. Er kannte mich und wußte, daß er sich von meinem Vorhaben nicht abbringen konnte.

Ich wollte in der Gaststube unten nach dem alten Friedhof fragen. Ich

nahm meine Beretta und ein paar Ausrüstungsgegenstände aus meinem Einsatzkoffer mit. Das silberne Kreuz trug ich wie immer um den Hals.

Ich ließ einen sehr besorgten Suko zurück.

***

Der alte Friedhof lag außerhalb der Stadt im Einschnitt eines Berges eingebettet. Eine Pinienallee zog sich zu ihm hin. Wolkenfetzen trieben vor dem Halbmond, der bleich und zerfurcht aussah, und vor den durch den Dunst glitzernden Sternen.

Ein kalter Wind pfiff. Ich schloß den Fiat ab, den ich beim Friedhofseingang geparkt hatte. Ich stellte den Kragen meiner Wildlederjacke hoch und lockerte die Beretta in der Halfter.

Am anderthalb Kilometer entfernt liegenden Stadtrand heulte schaurig ein Hund. Eine düstere, gespannte Atmosphäre herrschte.

Jetzt bist du hier, John Sinclair, jetzt gehst du auch hinein, sagte ich zu mir selbst und gab mir innerlich einen Ruck.

Das schmiedeeiserne, rostige Eingangstor des Friedhofes kreischte, als ich es öffnete. Vom spärlichen Mond- und Sternenlicht abgesehen, gab es keinerlei Beleuchtung. Es war ziemlich dunkel. Auf dem Friedhof war schon lange niemand mehr begraben worden.

Nur wenige Gräber wurden noch gepflegt. Die übrigen waren von Unkraut überwuchert und teilweise eingesunken. Steine und Kreuze standen krumm und schief, einige waren umgefallen. Keine erfreuliche Umgebung.

Auf Friedhöfen hatte ich schon allerlei erlebt. Ich war angespannt und wachsam.

Kies knirschte unter meinen Schritten, als ich bis in die Mitte des Friedhofs ging, wobei ich mich immer wieder umsah. Doch ich bemerkte niemanden. Das Heulen des Hundes in der Ferne und das Rauschen des Windes in den Bäumen waren die einzigen Laute.

»Hallo!« rief ich. »Ist da jemand?«

»Sicher«, antwortete eine Männerstimme in schlechtem Englisch. »Wir sind hier, John Sinclair.«

Ich hörte ein leises Geräusch, als sich Stoff an Stein rieb. Ein ziemlich kleiner, untersetzter Mann richtete sich rechts von mir hinter einem Grabstein auf, als ich mich umdrehte. Ich hatte die Hand schon am Griff der Beretta, aber ich zog sie nicht hervor.

Denn der Mann hielt eine Maschinenpistole in den Händen. Hinter dem Kreuz, das im rückwärtigen Teil des Friedhofs auf einem Sockel stand, und hinter zwei weiteren Grabsteinen traten Kerle hervor.

Drei Mann waren das, jeder mit einer schweren Pistole oder einem Revolver in der Faust. Sie grinsten mich an, das erkannte ich sogar bei dem schlechten Licht. Sie hatten mir mit dem fingierten Brief eine

Falle gestellt, und ich war prompt hineingelaufen.

Der Kerl mit der Maschinenpistole, der sich mir nun näherte, mußte Sukos besonderer Freund vom Vorabend sein, der Tätowierte. Ich erkannte auch nach Sukos Beschreibung den schmalzlockigen Paolo. Die beiden anderen waren vom gleichen Kaliber.

Mafiosi, Gangster. Dafür bezahlt, mich umzubringen oder zu entführen. Die Gegenseite arbeitete mit allen Mitteln.

Die Kerle umringten mich.

»Greif zu den Sternen, Engländer!«, sagte der Tätowierte theatralisch.

Mir blieb nichts anderes übrig, als zu gehorchen.

»Durchsuche und entwaffne ihn, Paolo«, sagte der Tätowierte auf Italienisch. »Dann zieh ihm eins über. Schlag ihn bewußtlos.«

Mit meinem Italienisch war es nicht besonders weit her. Aber ich verstand doch ein paar Brocken und erriet den Rest. Während Paolos Hände mich abtasteten, schätzte ich meine Chancen ab. Denn bewußtlos schlagen oder ermorden lassen wollte ich mich nicht.

Denn daß die Kerle nicht gleich schossen, falls sie mich umbringen wollten, besagte gar nichts. Die Schüsse hätten gehört werden können. Dann hatten sie gleich die Carabinieri am Hals.

Paolo nahm mir meine Beretta, zwei Weihwasserphiolen und die Gnostische Gemme weg. Er riß mir von der Seite her die Jacke auf. Auch meine Brieftasche und das silberne Kreuz fanden sein Interesse.

Ich wehrte mich nicht. Denn noch preßte mir Paolo seine Pistole in die Seite. Wenn er aber zum Schlag ausholte, konnte er sich nicht auf die Pistole konzentrieren. Der Tätowierte stand drei Schritte vor mir.

Die beiden andern hatten die Waffen gesenkt, sie glaubten, mich schon in der Tasche zu haben. Paolo trat zurück. Ich hörte das charakteristische Geräusch, das entsteht, wenn jemand den Teleskopstiel eines Totschlägers aus dem Griff schnellt.

Aus dem Augenwinkel sah ich, wie Paolo weit zum Schlag ausholte. Seine Pistole zielte nicht mehr auf mich.

Er schlug zu, aber ich duckte mich und trat kräftig nach hinten aus. Der Mafioso schrie auf. Der Tätowierte konnte nicht gleich schießen, weil er sonst Paolo mit der Garbe getroffen hätte.

Im nächsten Augenblick hechtete ich ihn bereits an. Der Tätowierte krümmte den Finger am Abzug, als ich ihn niederriß, und ein Feuerstoß ratterte in den Nachthimmel.

Dann hatte ich ihn schon gepackt, faßte ihn mit einer Hand an der Kehle und wälzte mich mit ihm herum. Paolo brach in die Knie, er war aktionsunfähig, weil mein Absatz ihn da erwischt hatte, wo es wirklich wehtat.

Einer der beiden andern Mafiosi feuerte. Der Tätowierte schrie auf und bäumte sich hoch.

Ich riß die Maschinenpistole an mich und rollte mich über den

Boden. Zwei, drei, vier Schüsse peitschten. Die Kugeln hieben rechts und links neben mir in den Boden. Dann hatte ich die MPi fest im Griff und jagte einen Feuerstoß hinaus.

Ein Mafioso warf die Arme hoch und fiel rücklings über ein Grab. Sein Revolver flog weg. Ich sprang zwischen die Grabreihen und suchte hinter einem massiven Grabstein Deckung.

Im letzten Augenblick. Denn wieder knallten zwei Schüsse. Eine Kugel zupfte an meiner Wildlederjacke, hieb gegen einen Grabstein und jaulte als Querschläger davon. Als ich auf den Mafioso schießen wollte, verbarg auch er sich hinter einem Grabstein.

Ich stellte die Waffe, eine Schmeißer-MPi, auf Einzelfeuer, denn ich hatte nur das eine Magazin zur Verfügung und wollte keine Kugel vergeuden. Der Tätowierte kroch über den Boden und wollte sich Paolos Waffe holen.

Ich schoß vor ihm in den Kies.

»Bleib liegen!« befahl ich.

Er rührte sich nicht mehr. Paolo hatte sich noch nicht wieder erhoben und würde noch eine Zeitlang auf den Knien bleiben. Der letzte Mafioso knallte herüber, was er aus dem Lauf kriegte, wechselte gekonnt schnell das Magazin und ballerte weiter.

Ich feuerte nur einen Schuß ab, um ihm zu zeigen, daß er mit mir zu rechnen hatte. Da trieb eine dunkle Wolke vor den Mond. Es wurde finster auf dem Friedhof, und der letzte Mafioso benutzte die Gelegenheit, um sich abzusetzen.

Geduckt rannte er zwischen den Grabsteinen zur Friedhofsmauer hin. Dabei feuerte er ab und zu einen Schuß zurück. Das Mündungsfeuer verriet seinen Standort.

Mit einer Garbe aus der Maschinenpistole hätte ich ihn hundertprozentig getroffen. Aber ich wollte nicht auf ihn schießen, da ich mein Leben nicht mehr verteidigen mußte. Mir genügte es, daß er flüchtete.

Er kletterte wie ein Wiesel über die Mauer. Eine Sekunde sah ich seine schattenhafte Gestalt. Ich hatte den Finger am Abzug und die MPi im Anschlag. Aber ich ließ ihn laufen.

Wenn die Carabinieri drei Mann verhafteten, genügte das, der andere würde nicht entkommen.

Ich verließ nun meine Deckung. Paolo und der Tätowierte stöhnten. Ich hielt sie in Schach. Der dritte Mafioso war tot. Das bedauerte ich, aber ich hatte in Notwehr geschossen, und er war selber schuld.

Ich entwaffnete die Mafiosi und nahm meine Beretta und das Kreuz wieder an mich. Hinter dem Friedhof startete ein Automotor, und dann jagte ein Wagen mit aufheulendem Motor auf einem Feldweg davon.

Zwei Reservemagazine des Tätowierten steckten in meiner

Jackentasche. Ich feuerte den Rest des Magazins in die Luft. Der Wind wehte zur Stadt hin, dort mußte man die Schüsse hören. Nachdem ich das Magazin gewechselt hatte, setzte ich mich so auf eine Grabumrandung, daß ich von den Grabsteinen Deckung hatte und nicht von einem möglicherweise noch in der Nähe befindlichen Feind von der Mauer her eine Kugel ins Genick erhalten konnte.

Ich behielt meine Umgebung genau im Auge, spitzte die Ohren, um verdächtige Geräusche zu vernehmen, und hielt Paolo und den Tätowierten mit der Maschinenpistole in Schach.

Der Tätowierte hockte am Boden. Ich befahl Paolo, sich neben ihn zu setzen. Der Tätowierte stöhnte jämmerlich.

Er spuckte auf den Boden.

»Verfluchter Engländer!« stieß er hervor und fügte ein paar üble Schimpfworte hinzu.

Ich zog mein grimmigstes Gesicht und richtete die MPi auf seine Brust.

»Jetzt reicht es mir«, sagte ich. Und da er diesen Ton offenbar kannte und schätzte, fügte ich hinzu: »Dich pumpe ich voll Blei!«

Er streckte mir die Hände entgegen.

»Das können Sie nicht, Sinclair! Das dürfen Sie nicht! Sie sind Oberinspektor bei New Scotland Yard! Ich bin wehrlos! Sie haben einen Eid geschworen, das Gesetz zu achten!«

Natürlich bluffte ich ihn. Ich hatte nicht vor, ihm auch nur ein Haar zu krümmen. Aber während ich auf die Carabinieri wartete, wollte ich versuchen, aus ihm etwas herauszuholen.

»Wer will mir etwas nachweisen?« fragte ich. »Meiner Aussage wird doch immer mehr geglaubt als der deines Kumpans. Oder ich verpasse ihm auch noch was. Deine letzte Stunde hat geschlagen, Gangster!«

»Nein, nein, bitte, nicht schießen!«

»Vielleicht überlege ich es mir, wenn du aussagst. Also, wer hat euch den Auftrag gegeben?«

»Don Anselmo, das Mafia-Oberhaupt der Region«, sprudelte er hervor. »Er erhielt den Auftrag aus Rom.«

»Von wem?«

»Das weiß ich nicht. Ich schwöre es. Aber ich hörte, wie er zu seinem engsten Mitarbeiter etwas von einer Comtessa sagte.«

Comtessa gab es viele. Aber mir fiel ein Name ein, den ich heute schon einmal gehört hatte: Comtessa Lucrezia di Morro.

»Das ist noch nicht genug«, sagte ich. »Weißt du nicht noch etwas? Sonst werde ich dir deine Beleidigungen heimzahlen.«

Er war so aufgeregt, daß er sich kaum auf Englisch verständlich machen konnte. Er mischte italienische Worte in seine Rede.

»Dein Freund Suko soll ebenfalls entführt werden und sterben. An der Bahnlinie, genaueres weiß ich nicht. Es ist alles vorbereitet,

bestimmt haben die anderen ihn schon. Dich sollten wir zu Don Anselmo bringen.«

Das war ein Schock für mich. An eine Gefahr für Suko hatte ich bisher nicht gedacht. Ich sprang auf. Von der Stadt her gellten zwei Polizeisirenen, aber ich wollte nicht mehr länger hier Zeit vergeuden.

Den Toten sollten die Carabinieri später holen.

»Hoch mit euch!« befahl ich den beiden Mafiosi. »Wir fahren mit meinem Wagen zur Stadt zurück. Paolo steuert.«

»Aber ich bin verwundet«, jammerte der Tätowierte.

»Nicht allzu schwer. In Celano erhältst du sofort ärztliche Hilfe. Ich kann hier sowieso nichts für dich tun.«

Ich trieb die beiden vor mir her auf das Friedhofstor zu. Meine Gedanken galten Suko. Hatten die Mafiosi es geschafft, ihn zu überwältigen, und welchen Tod sollte er sterben?

***

Suko tigerte ungeduldig im Hotelzimmer hin und her und schaute immer wieder auf die Uhr. Er hatte ein sehr unbehagliches Gefühl, das sich von Minute zu Minute verstärkte. Noch keine Viertelstunde war es jetzt her, seit John Sinclair weggefahren war.

Jemand klopfte an der Zimmertür.

»Ja?« antwortete der große Chinese. »Herein!«

Schnell und leichtfüßig bewegte er sich zur Tür und stellte sich daneben auf. Wenn etwa Gangster eindrangen, würden sie eine Überraschung erleben.

Für seine Karatefäuste hätte der große Chinese eigentlich einen Waffenschein gebraucht. Er verzichtete deshalb meistens auf Schuß- und Stichwaffen.

Doch nur eine junge Frau trat ein. Sie war mit einem Kostüm recht elegant gekleidet, durchschnittlich hübsch und schwarzhaarig. Suko lockerte seine Kampfhaltung.

Er schaute auf den Flur, da war niemand zu sehen. Er schloß nun die Tür und wendete sich der späten Besucherin zu.

»Guten Abend, Signora. Was führt Sie zu mir? Sprechen Sie Englisch?«

»Ja, Mr. Suko. Sie müssen unbedingt eingreifen. Es handelt sich um Ihren Freund Sinclair. Man hat mich gezwungen, ihn auf dem alten Friedhof in eine Falle zu locken. Ich mußte den Brief schreiben. Vier schwerbewaffnete Mafiosi erwarten John Sinclair auf dem Friedhof. Sie wollen ihn umbringen.«

Suko durchfuhr es wie ein Stromstoß. Er hatte es geahnt. Er nahm sofort Johns Ersatzberetta, die bei ihm in der Nachttischschublade lag, und drei Ersatzmagazine an sich. Diese drei Magazine enthielten normale Patronen, während die Beretta mit Silberpatronen geladen

war.
»Ich brauche einen Wagen!« sagte Suko. »Ich muß John helfen.«
Die Sorge um seinen Freund ließ ihn die Vorsicht vergessen. Er bezweifelte die Worte der jungen Frau nicht, er fragte sie nicht einmal nach ihrem Namen.
»Schnell, schnell!« trieb sie ihn auch noch zur Eile an. »Ich habe ein Auto vor dem Haus stehen. Jede Sekunde ist wichtig!«
Sie gab Suko ein Paar Autoschlüssel. Der Hüne zog sie am Arm aus dem Zimmer, schloß rasch ab und eilte, von der jungen Frau gefolgt, die Treppe hinunter.
»Nehmen Sie den Hinterausgang!« rief sie. »Mein Wagen parkt gleich um die Ecke.«
Die Tür des Hinterausgangs stand offen. Suko erreichte gerade die Steintreppe zum Hof, als ihm im Hof zwei mit Pistolen bewaffnete Männer entgegentraten. Der Chinese erstarrte. Bevor er noch etwas unternehmen konnte, trat ein Mann hinter der Tür hervor und schlug schnell und hart mit dem Totschläger zu.
Die in einer Lederhülle steckende Bleikugel traf Suko über dem Ohr. Es geschah so rasch, daß er nicht mehr reagieren konnte. Der Chinese brach zusammen und fiel die Stufen hinunter.
Die Männer unten fingen ihn auf, er hätte sie fast umgerissen. Sie legten Suko auf den Boden nieder.
»Hast du auch hart genug zugeschlagen?« fragte der eine den Mann mit dem Totschläger.
»Eher zu hart«, tönte der und ließ sein Mordwerkzeug durch die Luft zischen.
Die beiden Gangster untersuchten Suko. Einer hob sein linkes Augenlid hoch und sah ihm in die Pupille.
»Der schläft tief und fest«, sagte er. »Los, wir bringen ihn weg.«
Jetzt erst steckten die beiden Mafiosi ihre Pistolen in die Schulterhalfter zurück. Der dritte Mann blieb an der Treppe stehen. Die junge Frau war hinzugetreten. Sie nahm eine Zigarettenschachtel aus der Handtasche und zündete sich ein Stäbchen an.
Tief sog sie den Rauch in die Lungen.
»Der große Ochse ist genau in die Falle gelaufen. Paßt auf, daß euch niemand überrascht.«
»Mit uns legt sich keiner an«, sagte der Mann mit dem Totschläger überzeugt.
Ein Mafioso lief um die Hausecke und pfiff. Gleich darauf brummte ein Motor auf. Ein dunkelblauer Fiat fuhr ohne Licht rückwärts in die Einfahrt. Ein Mann saß am Steuer, ein weiterer lief neben dem Wagen her.
Die Fondtür wurde geöffnet, der bewußtlose Suko eingeladen. Drei Männer stiegen ein, die Türen schlugen zu, und schon fuhr der Fiat ab.

Der Mafioso, der Suko niedergeschlagen hatte, und die junge Frau blieben zurück.

»Das hat geklappt«, sagte der Mafioso und rieb sich die Hände. Er näherte seinen Mund dem Ohr der jungen Frau, die mit tiefen Zügen rauchte. »Der Gelbe wird einen ganz besonderen Tod sterben.«

Sie wandte ihm das Gesicht zu und schaute ihn fragend an.

»Man wird ihn an die Schienen fesseln«, sagte der Mafioso. »Der Nachtexpreß Pescara Rom besorgt dann den Rest.«

In diesem Moment waren von außerhalb der Stadt entfernte Schüsse zu vernehmen. Der kurze Feuerstoß einer Maschinenpistole, dann ein Pistolenschuß, weitere Schüsse aus Faustfeuerwaffen und danach wieder die MPi. Die Schießerei setzte sich fort.

»Das dürfte John Sinclairs Ende sein«, sagte der Mafioso leise. »Er und sein Freund Suko werden sich im Jenseits begegnen.«

»Aber warum wird immer noch geschossen?« fragte die junge Frau, als weitere Schüsse herüberhallten.

»Der Engländer ist wohl noch nicht ganz hinüber und wehrt sich. Aber das nützt ihm gar nichts. Es sind vier Mann, sie werden sicher mit ihm fertig.« Kurze Zeit herrschte Stille, dann folgte ein letzter Feuerstoß aus der MPi. »Siehst du, jetzt hat er den Gnadenschuß erhalten. Gib mir einen Zug aus deiner Zigarette, Süße. Dann wollen wir abhauen.«

***

Als Suko wieder zu sich kam, tanzten Feuerräder und Kreise vor seinen Augen. Sein Kopf schmerzte zum Zerspringen. Spitze Schottersteine drückten gegen den breiten Rücken des Chinesen.

Sein Genick lag auf etwas Kaltem und Hartem. Er hörte Stimmen, ein leises Lachen. Jemand beschäftigte sich mit seinen Füßen, der Betreffende band sie fest. Dann stand der Mann auf.

Der kühle Nachtwind und die Erinnerung an das Geschehene brachte Suko wieder völlig zu sich. Sein Blick klärte sich. Über ihm trieben Wolkenfetzen am Nachthimmel. Er lag vor der Stadt auf dem Bahndamm.

Auf den Schienen, er war an die Gleise gefesselt. Mit Ketten, wie er gleich darauf feststellte, als er sich zu bewegen versuchte. Suko lag quer über den Schienen, über die seine Füße und der Kopf hinausragten.

Die Mafiosi hatten ihn so gefesselt, daß er den Kopf nicht wegzunehmen vermochte. Vier Mann waren es, sie umstanden ihn und schauten auf ihn nieder.

Sie sprachen italienisch. Suko wollte schreien, aber da beugte sich einer über ihn, ein schmutziges Tuch und eine Rolle Heftpflaster in den Händen. Er wollte Suko knebeln.

Sofort biß der Chinese, dessen Hände auf den Rücken gefesselt waren, die Zähne eisern zusammen. Aber es half ihm nichts. Der Mafioso packte Suko an der Gurgel und würgte ihn, bis er den Mund aufriß.

Er stieß ihm das dreckige Tuch in den Mund. Mit Heftpflaster fixierte er es so, daß Suko es nicht ausstoßen konnte. Suko sollte niemanden, der sich vielleicht hierher verirrt hatte, mit Schreien auf sich aufmerksam machen können.

Dann gingen die vier Kerle weg und überließen Suko seinem Schicksal. Der Bahndamm nahm ihm die Sicht auf sie. Zwei Minuten verstrichen. Suko hörte einen Automotor und sah ein Stück entfernt das Licht der Scheinwerfer des wegfahrenden Wagens.

Er zerrte an seinen Fesseln. Aber die Kettenglieder hielten. Die Handfesseln aus Nylonschnüren schnitten in Sukos Fleisch ein, sie zu sprengen, war unmöglich.

Der Chinese bemühte sich, bis ihm der Schweiß ausbrach und sein Herz wie ein Hammer gegen die Rippen schlug. Er schaute sich um. Etwa hundert Meter vor ihm stand ein Signal, das über eine Leitung vom Bahnhof aus betätigt wurde. Beim Signal sah Suko auch den Hebel einer Weiche.

Der Stadtrand war einen guten Kilometer entfernt. Am Hang vor Suko wuchsen Gestrüpp und Pinien.

Dem Chinesen stand der kalte Schweiß auf dem Gesicht und näßte seine Kleider.

Denn er spürte bereits ein Vibrieren in den Gleisen. Der Nachtexpreß raste heran! Bald würde Suko seine Scheinwerfer im Dunkel der Nacht erkennen, und dann…

***

Zwei Streifenwagen rasten mit Blaulicht und Sirene herbei. Der Leutnant und fünf Carabinieri sprangen heraus. Zwei Carabinieri waren mit Maschinenpistolen bewaffnet. Ich erwartete die Carabinieri vor dem Friedhofstor. Sie waren schneller da, als ich angenommen hatte.

Den verwundeten Tätowierten und den schmalzlockigen Paolo hielt ich mit der MPi in Schach. Der Leutnant stürzte auf mich zu und sprudelte italienische Worte hervor.

Der Carabinieri übersetzte.

»Sind Sie verletzt, Mr. Sinclair? Was ist geschehen?«

»Ich habe nicht mal einen Kratzer abgekriegt. Aber mein Freund Suko ist in großer Gefahr.«

Ich erzählte rasch, wie ich durch den Brief in die Falle gelockt worden war und was sich drinnen auf dem Friedhof abgespielt hatte.

»Die Mafiosi wollen Suko zur Bahnlinie bringen«, schloß ich. »Gewiß

haben sie vor, ihn vor den Zug zu werfen, damit sein Tod wie ein Unfall oder Selbstmord aussieht.«

Welches schreckliche Ende die Verbrecher tatsächlich für Suko vorgesehen hatten, konnte ich nicht wissen.

»Sind Sie sicher?« fragte der Leutnant.

»So gut wie. Wir müssen sofort an die Bahnlinie. Sie können während der Fahrt über Funk im Revier nachfragen und von dort das Hotel anrufen lassen, Leutnant. Falls Suko dort ist, um so besser. Aber ich befürchte das Schlimmste.«

»Ich auch! Don Anselmo hat das also arrangiert. Aber das war sein letztes Verbrechen, damit nagele ich ihn fest. Hoffentlich ist es für Mr. Suko nicht schon zu spät!«

Der Leutnant rief Befehle. Zwei seiner Männer sollten den Friedhof und seine Umgebung überprüfen und sich den toten Mafioso ansehen. Zwei sollten die beiden gefangenen Mafiosi mit dem Streifenwagen zur Carabinieristation bringen.

Der Leutnant, der englischsprechende Carabiniere und ich sprangen in den zweiten Streifenwagen. Der Carabiniere raste los, das Blaulicht flackerte am Dach, und die Sirene jaulte. Ich saß im Fond.

Der Leutnant auf dem Beifahrersitz hatte das Funkmikro in der Hand und sprach hinein. Er blieb auf Empfang. Er bewies jetzt, daß er im Gegensatz zu seiner üblichen langsamen und bedächtigen Art auch sehr rasch und entschlossen handeln konnte, wenn es darauf ankam.

Um beim Hotel vorbeizufahren und nach Suko zu sehen, war die Zeit viel zu knapp.

Wir hatten den Bahnhof noch nicht erreicht, als der Leutnant über Funk eine Meldung erhielt.

Er bestätigte, hängte das Mikro ein und wandte sich an den Carabiniere.

»Ihr Freund Suko ist aus dem Hotel verschwunden, Mr. Sinclair«, sagte er über die Schulter zu mir.

Fast wäre er gegen einen Laternenmast gefahren. Im letzten Moment riß er das Steuer herum, und auf zwei Rädern schlitterten wir um die Kurve, daß die Reifen kreischten.

Dann hielten wir beim Bahnhof an der Bahnstrecke. Wir sprangen aus dem Wagen, der Motor lief, Sirene und Blaulicht blieben an.

Wir schauten die Bahnstrecke hinauf und hinunter. Mein Mut verließ mich.

»Wann kommt der nächste Zug?« fragte ich den Carabiniere.

»Ich habe den Fahrplan nicht im Kopf«, antwortete er. »Aber der Nachtexpreß Pescara Rom ist jetzt fällig. Er müßte in den nächsten Minuten durchfahren.«

Dieser Expreß hielt nicht in Celano. Mit voller Fahrt würde er durchbrausen. Wohin hatten die Mafiosi Suko gebracht? War er vor

der Stadt oder in der anderen Richtung? Reichte die Zeit noch, um zum Bahnhof zu rennen und veranlassen, daß der Nachtexpreß per Signal gestoppt wurde? Würden die Mafiosi dann nicht Suko eine Kugel in den Kopf jagen?

Diese Fragen wirbelten mir binnen Sekunden durchs Gehirn.

Da schrien der Leutnant und der Carabiniere gleichzeitig: »Dort, der Geist!«

Ich schaute in die Richtung, in die sie deuteten. Beim Gartenzaun eines Anliegers, nahe der Bahnstrecke, stand die weiße, nebelhafte Erscheinung. Aldo Frascatis Geist gestikulierte. Er reckte uns seinen blutigen Armstumpf entgegen. Dann wies er in die andere Richtung.

Dort! Dort ist er, aber hütet euch! schien er uns sagen zu wollen.

Mein Entschluß war gefaßt.

»Wir fahren in diese Richtung!« rief ich. »Da finden wir Suko!«

Wir fuhren am Bahndamm entlang. Doch wir sahen keinen haltenden Wagen und auch keine Gestalten am oder auf dem Bahndamm. Ein eisiger Schrecken durchzuckte mich. Sollten die Mafiosi Suko etwa an die Schienen gefesselt haben?

Diese besonders grausame Hinrichtungsart war ihnen durchaus zuzutrauen.

»Anhalten!« schrie ich dem Carabiniere zu. Er stoppte. Ich teilte ihm und dem Leutnant meine Vermutung mit. »Wenn Suko an die Schienen gefesselt auf dem Bahndamm liegt, sehen wir ihn vom Wagen aus nicht. Wir müssen aussteigen und auf den Damm hinauf.«

Ich sprang aus dem Wagen und kletterte den Bahndamm hoch. Der Leutnant und der Carabiniere folgten mir. Der Leutnant hatte eine viereckige Taschenlampe in der Hand, vor deren Glas sich ein Rot- und ein Grünfilter vorschieben ließen. Solche Taschenlampen wurden bei Verkehrskontrollen verwendet.

Auf dem Bahndamm sah ich sofort Suko. Er lag nur wenige Meter von mir entfernt. Und ich erblickte noch etwas anderes. Die noch kleinen Scheinwerfer des mit hoher Geschwindigkeit aus den Bergen heranbrausenden Nachtexpresses.

Er war noch vier, fünf Kilometer entfernt, aber die würde er rasch zurückgelegen. Ein Blick auf Suko zeigte mir, daß wir ihn so rasch nicht befreien konnten, denn er war mit Ketten an die Schienen gefesselt.

Mein chinesischer Freund hatte den Kopf gehoben, konnte aber nur dumpfe Laute von sich geben, weil ein Knebel in seinem Mund steckte.

»Versuchen Sie, Suko zu befreien!« rief ich dem Leutnant und dem Carabiniere zu. Und ich schrie: »Mut, Suko!«

Hundert Meter vor mir befanden sich ein Signal und eine Weiche. Ich spurtete auf dem Bahndamm los. Da ich auf den Schwellen rennen

mußte, störte es meinen Laufrhythmus und machte mich langsamer. Der Nachtexpreß brauste heran wie ein verkörpertes Verhängnis.

Größer und größer wurden die beiden Scheinwerfer der schweren Diesellok. Ich hörte die Schienen summen. Bald mußte ich das Brausen und Stampfen des Zuges vernehmen, der Suko überrollen sollte.

Ich erreichte das Hauptsignal. Es stand auf Freie Fahrt. Man konnte es mechanisch umstellen. Ich fummelte an den Stahlseilen und Hebeln herum, bis der Signalflügel nach unten klappte.

Jetzt stand das Signal auf Halt, aber der Zug war schon bis auf wenige hundert Meter heran. Das Dröhnen der Räder klang mir in den Ohren. Ich blickte zurück und sah den Leutnant die Schienen entlanglaufen.

Er schwenkte die rote Taschenlampe im Kreis. Das war das internationale Zeichen für Gefahr und sofortigen Stop im Zugverkehr. Der Carabiniere bemühte sich um Suko, konnte seine Ketten aber nicht lösen.

Mein Freund bäumte sich in seinen Fesseln und starrte dem Zug entgegen. Ich sah die grellen Scheinwerfer an der Frontseite der Lok, das helle Sichtfenster mit der Silhouette des Lokführers dahinter und die erleuchteten Abteilfenster.

Ich sprang zu der Weiche, um sie umzustellen und den Zug auf das andere Gleis umzuleiten. Jetzt, endlich, schlugen die Zugbremsen an, der Lokbremser vollführte eine Notbremsung. Das Kreischen der Bremsen gellte durch die Nacht, Funkenbahnen sprangen von Rädern und Schienen.

Aber die mehr als tausend Tonnen, die da heranbrausten, waren so schnell nicht zum Stehen zu bringen. Ich mußte den Zug umleiten. Ich riß und zerrte am Stellhebel der Weiche, aber das verdammte Ding klemmte.

Ich trat gegen das Gegengewicht, aber das nutzte auch nichts, die Weiche rührte und regte sich nicht. Diese Sekunden dehnten sich endlos lang, und ich habe sie jetzt noch plastisch in Erinnerung.

Mit infernalischem Lärm rauschte der bremsende Zug an mir vorbei. Auf Suko zu! Der Leutnant sprang von den Schienen. Gleich mußte der Zug meinen Freund erreicht haben.

»Suko!« schrie ich.

Der Zug stand. Aber ich konnte nicht erkennen, ob er noch rechtzeitig gehalten hatte. Ich rannte, ich flog förmlich am Bahndamm entlang. Die Achslager des Zuges qualmten, die Bremsen ächzten noch und zischten.

Ich lief den Bahndamm hoch. Da lag Suko vor mir, fast unter der Lok. Der Carabiniere stand bereits wieder neben ihm. Suko war unter seiner gelben Haut so bleich wie ein Bettuch. Denn der Zug hatte

wirklich nur um Haaresbreite vor ihm gestoppt.
»Mann, Suko!« schrie ich. »Das war aber knapp! Da bist du dem Tod gerade noch einmal von der Schippe gesprungen.«
Der Chinese schluckte und bewies, daß er stählerne Nerven hatte.
»Was regst du dich so auf, John?« fragte er. »Zwischen meinem Kopf und dem vordersten Rad sind noch gut zwanzig Zentimeter Platz.«

***

Suko zu befreien, war mit den Geräten aus dem Werkzeugkasten des Zuges nicht mehr schwer. Der Lokführer, der wie der Heizer, der Schaffner und ein paar Fahrgäste ausgestiegen war, stammelte Dankgebete zur Mutter Gottes.
Denn fast hätte er einen Menschen überfahren. Wir bedankten uns bei ihm für sein schnelles und umsichtiges Bremsmanöver. Vom Bahnhof fuhren Gino Leone und sein Stellvertreter herbei.
Der Nachtexpreß konnte seine Fahrt rasch fortsetzen. Wir fuhren mit Suko zur Polizeistation. Dort erlebten wir eine Fahndung, in die der Leutnant auch andere Carabinieristationen einbezog, und die Verhaftung und das Ende des Mafia-Dons der Region.
Der Tätowierte und Paolo sagten aus, weitere Mafia-Mitglieder waren festgenommen und würden reden. Don Anselmos Organisation mußte zusammenbrechen wie ein Kartenhaus. Dem Ober-Mafiosi selber war das Zuchthaus sicher.
Ein schöner Erfolg. Aber gegen Asmodis, seine Diener und die Höllenhand brachte er uns nicht viel. Denn Don Anselmo schwieg in seiner Zelle im Keller der Carabinieristation wie ein Stein.
Er verlangte nach seinen Anwälten. Aber die konnten ihn auch nicht mehr herauspauken. Die Carabinieri aus Celano, Tagliacozzo und ein paar Dörfern in der Umgebung schwirrten umher, um die Mafia-Organisation zu zerschlagen.
Aus L’Aquila war per Hubschrauber Verstärkung eingetroffen, Kriminalbeamte aus Rom hatten sich angesagt. Der Leutnant erlebte seine großen Stunden.
Die Carabineristation wurde zu eng und klein für den Betrieb, der dort herrschte. Suko und ich kehrten gegen drei Uhr morgens in unser Hotel zurück, um noch ein paar Stunden zu schlafen. Denn am folgenden Tag wollten wir zu dem Professor nach Tagliacozzo.
Bevor wir um die Mittagszeit abfuhren, hörten wir auf der Carabinieristation, daß der Mafia-Boß Don Anselmo weiterhin hartnäckig darüber schwieg, wer ihm aus Rom den Auftrag erteilt hatte, Suko und mich zu erledigen.
Die Frau, die Suko in die Falle gelockt hatte, war ebenfalls gefaßt. Die meisten Mafiosi der Region saßen hinter Schloß und Riegel, nach den übrigen wurde gefahndet.

Die Dankesbezeigungen des Leutnants und römischer Kriminalbeamter kürzten wir ab. Wir verließen die Polizeistation rasch wieder und fuhren nach Tagliacozzo zum Professor, bei dem uns der Leutnant angemeldet und wärmstens empfohlen hatte.

Der Professor wußte bereits, was von ihm erwartet wurde, und hatte sich einverstanden erklärt, eine Seance zu veranstalten.

Die Fahrt nach Tagliacozzo dauerte eine Dreiviertelstunde. Tagliacozzo war auch nicht viel größer als Celano. Der Professor hatte eine hübsche Vier-Zimmer-Stadtwohnung im ersten Stock eines älteren Hauses bei der Basilika von Tagliacozzo.

Sein Faktotum, ein lebhafter Mann mit graumeliertem Krauskopf, empfing uns schon auf der Straße. Er führte uns sofort zu dem Professor, der unsertwegen sein Verdauungsschläfchen abbrach. Professor Togliatti hatte mehr als sechzig Lenze auf dem Buckel.

Er war klein, kleidete sich mit einem dunklen Anzug sehr konservativ und wirkte auf mich ein wenig weltfremd. Sein Geist schwebte wohl meist in höheren oder jenseitigen Sphären. Außerdem war der Professor sehr schwerhörig.

Man mußte Togliatti manchmal ins Ohr schreien, wenn er einen verstehen sollte. Dann wieder hörte er zeitweise recht gut. Da verwahrte er sich dagegen, so angeschrien zu werden.

Er sprach drei tote und sechs lebende Sprachen, darunter auch Englisch. Das Faktotum ließ uns mit dem Professor in der Wohnbibliothek, die zugleich auch das Sitzungszimmer für die Seancen war, allein.

Die Wände wurden von Bücherregalen eingenommen, und wohin man schaute, sah man die alten Schwarten. Sie rochen muffig. Der Professor dampfte mit dem Virginiatabak in seiner Pfeife dagegen an.

»Äh, äh«, sagte er, nachdem ich ihm die Sachlage geschildert hatte, soweit es nötig war, »jetzt weiß ich Bescheid. Äh, äh. Sie sind an den richtigen Mann geraten, Signori. Ich bin ein Experte auf dem Gebiet des Okkultismus und des Spiritismus. Ich halte zuweilen in Rom an der Universität Vorlesungen, habe zahlreiche Fachartikel verfaßt und drei Bücher geschrieben. Äh, äh. Wie war doch gleich wieder Ihr Name, junger Mann? Ich glaube, ich habe schon mal etwas von Ihnen gehört.«

»John Sinclair.«

»Wie bitte?«

»John Sinclair!«

»Äh, äh, reden Sie doch bitte etwas lauter. Ich kann Sie nämlich akustisch nicht verstehen.«

Ich schrie ihm meinen Namen ins Hörgerät. Prompt beschwerte er sich. Aber jetzt hatte er ihn wenigstens verstanden. Der Mann erinnerte mich an einen anderen Professor, den magischen Tollpatsch

Hieronymus Adolf Melibocus aus Prag.

Mit ihm hatte ich auf einer Schottland-Rundreise ein sensationelles Abenteuer erlebt. Ich war heilfroh gewesen, als Melibocus mit seinem Diener wieder in den Ostblock abgereist war. Ganz so schlimm war der Professor Togliatti nicht. Dafür redete er mehr.

Er teilte uns mit, daß er außer uns noch vier Teilnehmer für die Seance für 15 Uhr bestellt hatte. Bis dahin fachsimpelte er mit uns. Das heißt, er redete, und wir lauschten und stimmten ihm zu.

Ein Widerspruch hätte einen endlosen Erwiderungsmonolog ausgelöst. Suko verdrehte bereits die Augen. Aber die Zeit schritt voran.

Kurz vor 15 Uhr klingelte es. Der Diener ließ drei ältere Damen und einen ernst dreinblickenden Mann mittleren Alters eintreten. Das war die Creme der Spiritisten von Tagliacozzo.

Die gegenseitige Vorstellung fand statt. Dann zogen wir die Vorhänge zu, nur ein schwaches indirektes Licht brannte noch. Wir setzten uns an einen runden Tisch, dessen Intarsienplatte kabbalistische Zeichen zeigte, und legten die Hand jeweils auf die des Nebenmannes.

Die rechte Hand mußte immer oben sein. Der Diener verließ das Zimmer.

»Äh, äh«, sagte der Professor. »Ich bitte um absolute Ruhe und Konzentration! Wir wollen jetzt unseren Führungsgeist anrufen, unseren Mittler ins Jenseits, den großen Imhotep!«

»Wie heißt der Kerl?« flüsterte Suko mir zu. »Impotent?«

»Ruhig!«

Wir warteten. Wir konzentrierten uns und entspannten uns zugleich, um für den Kontakt mit dem Jenseits aufnahmefähig zu sein. Durch die Berührung unserer Hände sollten wir eine Einheit bilden, einen Kreis, in dem der Führungsgeist nach Aussage des Professors unsichtbar materialisieren sollte.

»Imhotep!« sagte der Professor mit dumpfer Stimme. »Ich rufe dich, Imhotep!«

Die alten Damen seufzten verzückt. Doch nichts geschah. Entweder war Imhotep, der zu Lebzeiten ein alter Ägypter gewesen sein sollte, wegen Sukos respektloser Bemerkung verschnupft, oder sonstwie verhindert.

Nach einer Stunde vergeblicher Versuche war der Professor erschöpft und wollte aufgeben. Aber ich war dagegen. Wenn sein Führungsgeist Imhotep nicht erschien, dann wollten wir versuchen, mit dem Geist des toten Gutsbesitzers Aldo Frascati direkt Kontakt aufzunehmen.

Jetzt übernahm ich den Vorsitz. Ich konzentrierte mich auf den starrsinnigen, unglücklichen Mann, der so tragisch geendet hatte.

»Aldo Frascati!« so sprach ich. »Erscheine oder sprich zu uns, Geist des Aldo Frascati!«

Eine eisige Kälte strömte in das düstere Zimmer. Ein heller Funke glomm innerhalb unseres Kreises und über dem Tisch auf. Der Professor und sein Spiritisten-Kollege staunten. Die alten Damen seufzten »Ah!« und »Oh!«

Aus dem hellen Funken wurde ein bleiches, zerquältes Gesicht, das frei in der Luft schwebte. Die Augen fixierten mich, eine fürchterliche Qual stand darin.

Und eine dumpfe Stimme sagte: »Ich höre dich, John Sinclair! Es ist gut, daß du mich angerufen hast. Was willst du von mir wissen?«

Ich könnte heute noch nicht sagen, welcher Sprache sich der Geist bediente. Aber wir alle verstanden jedes Wort.

»Wer sind außer Asmodis unsere Feinde?« fragte ich. »Wie ist es möglich, daß Asmodis die Höllenhand einsetzt? Und wie können wir sie vernichten?«

»Eure Gegenspieler sind die drei Anführer eines Zirkels von Teufelsanbetern in Rom. Die Comtessa Lucrezia di Morro, ein verderbter junger Mann, der sich Pietro der Satan nennen läßt, und eine – ehemals berühmte Filmdiva mit Namen Rosanna. Die Höllenhand aber ist meine unglückselige rechte Hand. Du kennst meine Geschichte, John Sinclair. Ich hatte damals in meiner Verbitterung einen Pakt mit den Mächten der Finsternis geschlossen und Asmodis einen grausigen Eid geschworen. Doch dann erkannte ich, wie bitter ich im Unrecht war, welche Schrecken ich über unschuldige Menschen bringen würde. Ich bereute. Um das Unheil zu vermeiden und aus Gram und Verzweiflung warf ich mich vor den Zug. Doch Asmodis nahm meine rechte Hand, mit der ich ihm den Eid geschworen hatte, und verwahrte sie in der Hölle für seine Zwecke.«

Selbst Aldo Frascatis Tod hatte die bösen Folgen seines Teufelspaktes nicht völlig auslöschen können.

»Asmodis braucht die drei Teufelsanbeter als Medien, um die Höllenhand einzusetzen«, fuhr der Geist fort. »Noch hemmen ihn die Dimensionsbarrieren, bestimmte Energien und Voraussetzungen sind nötig, damit die Höllenhand auf die Erde fassen kann: Die Medien erzeugen diese Energien. Aber bald wird Asmodis sie nicht mehr brauchen. Dann kann Asmodis die Höllenhand einsetzen wo, wann und wie er will. Nicht nur bei der Bahnlinie, wofür ich Narr mit meinem erbitterten Haß die Schuld trage.«

Visionen zogen vor meinem geistigen Auge vorüber. Die Höllenhand, wie sie in New York das Empire State Building zertrümmerte und zahllose Menschen ins Jenseits riß. Die Höllenhand, wie sie in Rio de Janeiro die Christusstatue vom Zuckerhut fegte und danach in den Straßen der Stadt die Menschen fing.

Die Höllenhand auf dem Roten Platz in Moskau, in Peking, in den größten und dichtbevölkertsten Städten der Welt!

Grauenhafte Bilder, waren es, die Suko und ich sahen. Professor Togliatti und seine vier Spiritisten-Freunde waren in eine Art Trance versunken. Mit weitaufgerissenen Augen saßen sie da und sahen und hörten nichts mehr.

Ich stöhnte auf.

»Wie können wir das verhindern, Aldo Frascati? Sag es uns!«

»Das Zeichen des Kreuzes, auf die Höllenhand projiziert, schwächt ihre Kraft und macht sie verwundbar. Jetzt noch. Aber ich warne euch, Asmodis hat fürchterliche Helfer, die den tapferen Männern entgegentreten werden, die die Höllenhand bekämpfen wollen.«

»Von wem erfahren wir, wann und wo die Höllenhand beim nächsten Mal zupacken will?« fragte ich. »Müssen wir nach Rom zu der Comtessa di Morro gehen?«

»Nein, nicht nach Rom. Die Comtessa di Morro, Pietro der Satan und Rosanna werden mit einigen Teufelsanbetern und ausgewählten Opfern in dem Zug sitzen, der morgen abend um 20 Uhr 10 von Tivoli nach Celano fährt. Asmodis will den ganzen Zug packen und zu sich in die Hölle reißen. Die ihm geeignet erscheinenden Teufelsanbeter will er in Dämonen verwandeln, die anderen Menschen aber als Opfer verschlingen.«

Mir lief es eiskalt über den Rücken. Der Herr der Hölle hatte umdisponiert, nachdem der von seinen Dienern veranlaßte Anschlag der Mafiosi gegen Suko und mich gescheitert war. Ohne Frascatis Informationen wäre Fürchterliches passiert.

Wir hätten es kaum verhindern können.

»Ich danke dir, Frascati«, flüsterte ich heiser.

»Danke mir nicht, John Sinclair«, ertönte die dumpfe Stimme. »Kämpfe und rette die Menschen vor der Höllenhand. Und rette auch mich. Denn ich befinde mich im Zwischenreich und leide fürchterliche Qualen. Jede Sekunde ist für mich wie ein Jahr. Wenn Asmodis aber gewinnt und die schreckliche Höllenhand ihre volle Kraft entfaltet, dann muß meine Seele ihr nach in die Hölle folgen. Ich muß nun fort, John Sinclair. Meine besten Wünsche begleiten dich!«

Das bleiche Gesicht verblaßte. Aldo Frascatis gequälter Geist hatte, von fürchterlicher Angst getrieben, die Schranke zum Jenseits überwunden.

Seine Seele hing zwischen den Sphären des Lichts und der Hölle und fand keine Ruhe. Die Comtessa, Pietro der Satan und Rosanna aber mußten dem Herzen der Hölle aus irgendwelchen Gründen besonders geeignet erschienen sein, um mit ihren medialen Kräften seine Pläne mit der Höllenhand zu verwirklichen.

Aus dem blassen Fleck in der Luft wurde ein glimmender Punkt, dieser verschwand. Gleichzeitig begann die lähmende Kälte aus dem Zimmer zu weichen.

Suko erhob sich und zog die Stores auf. Ich zündete mir eine Zigarette an. Der Professor, der ernste Mann und die drei älteren Damen erwachten aus ihrer Trance und schauten sich verwirrt um.

»Was war?« fragte Professor Togliatti. »Ich sah ein Gesicht und hörte eine Stimme. Aber ich weiß nicht mehr, was sie sagte. Dann muß ich in Trance verfallen sein. Äh, äh, ist Aldo Frascati erschienen? Was hat er gesagt?«

»Nichts von Bedeutung«, erwiderte ich. »Wir konnten keinen richtigen Kontakt aufnehmen. Der Geist stammelte nur wirres Zeug und verschwand wieder.«

Ich wollte dem Professor nicht zuviel verraten. Er war mir behilflich gewesen, vielleicht würde ich ihn später aufklären. Aber konnte ich wissen, ob nicht vielleicht zwischen ihm oder den übrigen vier Mitgliedern des Spiritistenzirkels und jenen Teufelsanbetern in Rom Beziehungen bestanden?

Wenn die Gegenseite erfuhr, daß Suko und ich Bescheid wußten, würden sie ihre Pläne ändern. Dann schlug die Höllenhand zu einer Zeit zu, die wir nicht kannten, und wir hatten keine Möglichkeit, ihr Einhalt zu gebieten. Außerdem kannten wir den Ort des Geschehens nicht.

Günstig waren unsere Aussichten ohnehin nicht, denn wir standen gegen die Faust des Satans.

***

Nach Rom brauchten wir nun nicht mehr. Wir kehrten noch am gleichen Tag nach Celano zurück, wo die Carabinieri immer noch die restlichen Mafiosi jagten. Wir informierten den tüchtigen Carabinieri-Leutnant, der seinerseits wieder andere Stellen einschaltete.

Unser Schlachtplan stand fest. Den Personenzug von Tivoli nach Celano etwa ausfallen zu lassen, wäre ein krasser Fehler gewesen. Denn dann hätte Asmodis nur anderswo zugeschlagen.

Aus dem gleichen Grund empfahl sich auch keine Verhaftung der Teufelsanbeter in Rom. In dieser Nacht schliefen wir in unserem Hotel ruhig und ungestört.

Am nächsten Tag war einiges zu erledigen. Suko betätigte sich am Bahnhof, wo er es lernte, eine Dampflok zu bedienen. Ich hatte ein paar Vorbereitungen zu treffen. Gespräche mit staatlichen Stellen und der Eisenbahndirektion waren zu führen.

Von jenem Zug abgesehen, der um 20 Uhr 10 von Tivoli abfuhr, sollte die Strecke in der kritischen Zeit frei bleiben. Die Gebirgsjäger erhielten den Auftrag, einen Hubschrauber auszurüsten.

Am späten Nachmittag traf per Hubschrauber aus Rom eine Lampe ein, die in einer Armeewerkstätte speziell hergestellt worden war. Der starke Batteriescheinwerfer hatte ein Stativ, das auf drei

Magnetplatten ruhte. Vorn an der Lampe steckte ein Aufsatz mit einem kreuzförmigen Schlitz.

Wenn man die Lampe einschaltete, wurde ein je nach Distanz bis zu zehn Metern großes Kreuz auf das angestrahlte Objekt projiziert. Da ich mir nicht sicher war, ob dieses Lichtkreuz bei der Höllenhand etwas ausrichtete, wollte ich die Lampe beim Einsatz mit meinem geweihten silbernen Kreuz berühren.

Der Leutnant und vier Carabinieri, die sich freiwillig gemeldet hatten, sollten in Tivoli mit in den Zug einsteigen. Zur entscheidenden Zeit hinter Tagliacozzo würde ich aber allein mit den Teufelsanbetern im Zug sein.

Und Suko sollte die Lok fahren. Ohne Heizer, denn der Kessel würde richtig angeheizt werden.

Suko und ich fuhren am Abend nach Tivoli, das 130 Kilometer von Celano entfernt lag. Ein Streifenwagen mit dem Leutnant und den vier Carabinieri folgte uns.

Es war ein düsterer Abend, ein Gewitter stand bevor. Die untergehende Sonne ließ die Gipfel der Berge blutrot erglühen. Unheimlich, dumpf und drückend lastete die Schwüle über den Abruzzen.

Wir passierten auf der Autostraße zwei Tunnels und fuhren immer in der Nähe der Bahnstrecke. Über dem linken Ohr Sukos prangte, da wo ihn zwei Abende zuvor der Totschläger des Mafioso getroffen hatte, eine beachtliche Beule.

Ich hatte ihn deshalb schon genug gefrotzelt, denn die andere Beule, die von dem Autounfall, konnte man auf der rechten Seite auch noch erkennen. Aber mein Freund war topfit und voller Tatendrang.

Am Bahnsteig in Tivoli bot sich uns ein seltsames Bild. Da standen die Comtessa di Morro, ihre Teufelsanbeter und ein paar Gaste des Zirkels, die kurz zuvor mit dem Eilzug aus Rom eingetroffen waren. Die übrigen Leute, die mit dem Zug fahren wollten, waren Arbeiter, kleine Angestellte und Bauern.

Auch vier Schüler, die nachmittags Unterricht gehabt, und die sich wohl verspätet hatten, waren dabei. Sie würden, wie auch die meisten andern, vor oder in Tagliacozzo aussteigen. Daß in Tagliacozzo und an den kleinen Stationen, die zwischen Tagliacozzo und Celano lagen, niemand mehr einstieg, dafür war gesorgt.

Die Höllenhand war bisher immer im Umkreis von Celano aufgetaucht. Das Güterzugunglück hatte sich 14 Kilometer vor Celano ereignet. Ich war sicher, daß Asmodis auch diesmal in diesem Bereich zuschlagen würde.

Einmal noch. Dann waren, wenn er die Teufelsanbeter in der Hölle hatte und seine Opfer erhielt, seinen Aktionen keine Grenzen mehr gesetzt. Dann wehe der Menschheit!

Die Teufelsanbeter und ihre Gäste hoben sich deutlich von den einfachen Leuten am Bahnsteig ab. Sie waren festlich gekleidet, wie zu einer High Society Party oder einem Galaball. Die Frauen trugen Roben und Abendkleider, die Männer Smoking oder eine poppige Kleidung, wie sie in gewissen Kreisen in Rom Mode war.

Ich erkannte die Comtessa di Morro, Pietro den Satan und den Ex-Busenstar Rosanna nach den Beschreibungen, die ich erhalten hatte. Während Suko in der Unterführung zu den Bahnsteigen zurückblieb, um dann vor der Abfahrt die Lok zu besteigen, die bis Tagliacozzo noch von einem anderen Lokführer gefahren wurde, betrat ich den Bahnsteig.

Die Carabinieri sollten mir mit etwas Abstand folgen.

Es dämmerte, am Bahnhof brannten schon die Lichter. Die hochgewachsene Comtessa erkannte mich im grellen Licht der Neonröhren. Sie stieß Pietro den Satan an und tuschelte ihm etwas ins Ohr. Der gutaussehende, junge Mann wandte mir den Kopf zu.

Sein Gesicht verzerrte sich zu einer Grimasse. Er spuckte auf den Bahnsteig. Aber die Comtessa ermahnte ihn, und so schaute er in eine andere Richtung und bemühte sich um Gleichmut.

Die Gruppe der Teufelsanbeter und ihrer Gäste umfaßte neunzehn Personen. Wieviel davon böse und verderbte Satanisten und wieviel nur Mitläufer oder ziemlich ahnungslose Gäste waren, konnte ich dem äußeren Anschein nach nicht erkennen.

Die Gruppe hatte Koffer und Reisetaschen dabei wie bei einem Wochenendausflug. Champagnerflaschen kreisten, außer bei den drei Anführern herrschte eine Stimmung wie bei einem Vergnügungstrip.

Die übrigen Reisenden, die auf den Zug warteten, hatten sich von der Gruppe abgesondert und betrachteten sie teils befremdet, teils amüsiert.

»Wir wollen noch einen tri-hinken, bis alles beim Teufel ist!« stimmte ein grauhaariger Mann mit Smoking, Nelke im Knopfloch und langem weißem Schal champagnerselig an.

Die anderen fielen in den Refrain des Trinkliedes ein. Mich überlief es, unter diesen Umständen war es ein sehr makabrer Gesang.

Mir stand aber noch eine Überraschung bevor.

»Mr. Ssinclair! Mr. Ssinclair!« rief eine vertraute Stimme, als ich mich neben der Gruppe auf den Bahnsteig stellte. »Ssie hätte ich hier aber nicht erwartet. Wass machen die Gangsster?«

Es war, wie der Leser wohl schon erraten hat, das Möchtegern-Filmsternchen Candice Bryant aus London, das ich auf dem Flug nach Rom kennengelernt hatte.

Candice lief auf ihren hohen Stöckelschuhen auf mich zu. Sie war etwas zu auffällig geschminkt, die blonden Haare hatte sie zu einer neuen Frisur toupiert. Ihr Abendkleid zeigte einen Ausschnitt bis zum

Nabel und gab die Hälfte der festen Brüste frei.

Damit sie sich nicht erklältete, trug die Kleine eine Stola bei sich. Die hatte sie jetzt aber lässig über der Schulter hängen. Der Champagner wärmte sie.

»Dass freut mich aber, dass ich Ssie hier treffe«, lispelte sie. »Wass machen Ssie denn hier?«

»Ich will mit dem Zug fahren«, antwortete ich, und Candice lachte wie über einen grandiosen Witz.

Ich fragte sie nun, mit wem und wohin sie unterwegs sei.

»Oh, dassssind ganz tolle Leute«, kicherte sie. »Ein bisschen versschroben, ssie feiern den Teufel odersso etwas Ähnlichess, ich habe dass nicht ganz kapiert. Aberssehr lusstig. Heute abend fahren wir zum Gut der Comtessa di Morro nach Celano, wo ess eine fanstasstissche Fete geben soll. Dass wir mit dem Zug fahren, darauf hatssie bestanden. Ssie fährt leidenschaftlich gern Zug, dass isstsso eine Marotte von ihr.«

»Candy!« rief der Grauhaarige, der zuvor das Trinklied mit dem Teufel angestimmt hatte:

»Dass ist mein Manager, der Freund des grossen Produzenten.« Sie nannte den Namen, der international bekannt war. »Er hat mich bei der Comtessa eingeführt. Kommen Ssie, ichsstelle Ssie vor. Sseien Ssie kein Frossch.«

Mir war es recht. Ich sah den Leutnant und die vier Carabieneri die Treppe von der Unterführung heraufsteigen. Sie hatten meinen Einsatzkoffer und auch die Stativlampe dabei, deren Verwendungszweck aber nicht zu erkennen war.

Ich trug mein Kreuz, die Beretta, Ersatzmagazine, einen Vampirpflock, Weihwasser und eine Gnostische Gemme bei mir. Der Koffer sollte mir später übergeben werden. Die Dämonenpeitsche, meine Ersatzberetta und ein paar weitere Ausrüstungsgegenstände hatte Suko an sich genommen.

Der Zug fuhr bereits an. Eine Lautsprecherdurchsage hallte: Alle sollten von der Bahnsteigkante zurücktreten. Eine schwere, altertümliche Dampflok zog die fünf Personen- und den Gepäckwagen.

Die Rauchfahne wehte. Die Comtessa, Pietro der Satan und Rosanna durchbohrten mich förmlich mit Blicken. Der grauhaarige Filmmanager schaute auch nicht gerade freundlich drein.

Der Lärm des anfahrenden und haltenden Zuges vereitelte Candices Vorstellung meiner Person. Ein paar Leute stiegen aus. Dann konnten wir einsteigen.

Candice zog mich mit in das Erster-Klasse-Abteil in der Mitte des Zuges, in dem der Teufelsanbeterzirkel geschlossen reisen wollte. Ein älterer Herr faltete seinen »Corriere della Sierra« zusammen, erhob sich und verließ angewidert das Abteil, als die lärmende Meute

eindrang.

Das Gepäck wurde verstaut, man stritt sich aufgekratzt, wer sich zu wem setzen sollte. Die drei Führer des Teufelsanbeterzirkels standen bei den Fenstern und schauten zu mir her.

Die Comtessa di Morro trug ein Silberlameekleid und war mit Brillantschmuck überladen. Sie hatte sogar ein Brillantdiadem im Haar, und ihre Ohrringe hatten ein Vermögen gekostet. Rosannas walkürenhafte Formen sprengten das lachsfarbene Abendkleid fast.

Der Busen quoll beinahe aus dem Ausschnitt. In dem verfetteten Gesicht glitzerten die Augen eiskalt und tückisch. Rosannas Schmuck waren Klunker von Ohrringen und eine dreireihige Perlenkette.

Pietro der Satan trug ein helles Jackett, ein lila Seidenhemd, ein grünes Ziertuch am Hals und ein Einstecktuch in der gleichen Farbe. Ein silbernes Kettchen baumelte an seinem Handgelenk. Seine Kluft stammte aus einer der ersten Boutiquen Roms.

Seine Blicke schienen Blitze auf mich abzuschießen. Kein Zweifel, ich war erkannt worden.

»Leute!« rief Candice. Hier konnte man sich mit jedem in Englisch verständigen. »Dass isst John Ssinclair, Oberinspektor bei New Sscotland Yard und ein ganz toller Mann! Wollen wir ihn in unsere Runde aufnehmen?«

»Das muß die Comtessa entscheiden«, hieß es.

»Bring den Mann her, Candy!« befahl die hochgewachsene Frau mit dem blaugrau getönten Haar und den strengen Gesichtszügen energisch.

Candice führte mich zu ihr und den beiden andern. Die Türen waren zugeschlagen, ein Pfiff ertönte, und der Zug setzte sich langsam in Bewegung. Suko mußte jetzt schon auf der Lok, die Carabinieri in einem anderen Wagen sein.

Den Ruck beim Anfahren des Zuges hatte ich leicht ausgeglichen.

»Sie sind also John Sinclair«, sagte die Comtessa eisig. »Gibt es einen besonderen Grund, daß Sie gerade mit diesem Zug fahren?«

»Ich habe den gleichen Grund wie Sie, wenn auch nicht dasselbe Ziel«, antwortete ich.

Einen Augenblick flackerte Besorgnis in ihren Augen auf.

»Der Zug fährt doch nach Celano?« erkundigte sie sich.

»Wenn nichts dazwischenkommt«, erwiderte ich. »Meinetwegen wird er bestimmt nicht aufgehalten.«

Unsere Blicke bohrten sich ineinander und sagten mehr als tausend Worte. Die Comtessa begriff, daß ich ihr Vorhaben kannte und versuchen wollte, es zu vereiteln. Daß ich aber nicht vorhatte, den Zug zu stoppen oder umzuleiten.

Und ich wußte, daß sie mich der Hölle in den Rachen schleudern wollte.

Sie atmete auf.
»Seien Sie unser Gast auf dieser Fahrt, John Sinclair. Es ist uns ein großes Vergnügen, Sie hier im Zug zu haben. Pietro, gib uns Champagner.«
Der geschniegelte, junge Mann holte eine Flasche und brachte vier Kristallgläser mit. Er schenkte ein. Wir standen uns gegenüber. Draußen wurde es rasch dunkel. Der Zug fuhr durch die nächtlichen Abruzzen, der nächsten Station zu.
Candice war verwirrt, als sie feststellte, daß die Comtessa, Pietro der Satan, Rosanna und ich uns offenbar schon kannten. Ihr Manager holte sie weg und wies sie barsch zurecht.
Die Comtessa hob ihr Glas.
»Auf gutes Gelingen, John Sinclair! Und darauf, daß Sie bald an einem anderen Ort einer willkommen heißt, der Sie schon lange erwartet!«
»Salute, Comtessa, auf gutes Gelingen trinke ich auch.« Wir stießen an, die Gläser klirrten. Ich trank einen Schluck und reichte Pietro dem Satan das Glas zurück. »Sie entschuldigen mich jetzt, ich werde anderswo erwartet. Aber wir sehen uns gewiß noch.«
»Aber ganz gewiß, Mr. Sinclair! Wir werden uns sogar noch sehr oft und sehr lange sehen, und es wird mir immer das größte Vergnügen sein.«
Eine teuflische Freude klang aus den Worten der Comtessa di Morro. Sie war sich ihrer Sache sehr sicher. Sie vertraute auf die Kräfte der Hölle und auf Asmodis, den Satan persönlich. Eine größere Macht konnte es nach ihrer Meinung nicht geben.
Ich verließ das Abteil.

***

Die Waggons waren miteinander verbunden, die Plattformen überdacht. Zwei Waggons weiter traf ich den Leutnant und einen Carabiniere. Ich erhielt meinen Einsatzkoffer, ein Sprechfunkgerät, über das ich mich mit Suko auf der Lok verständigen konnte, und die Stativlampe mit dem Kreuzprojektor.
Es kam uns sehr zupaß, daß die Teufelsanbeter alle in einem Abteil als geschlossene Gesellschaft reisten. Denn die Carabinieri redeten mit den übrigen Zuginsassen. Sie würden dafür sorgen, daß spätestens in Tagliacozzo alle Unbeteiligten ausstiegen und selber den Zug verlassen.
Desgleichen der Lokführer, der Heizer und der Schaffner. Wir passierten zwei Stationen. Leute stiegen aus, nur wenige kamen herein. Die Carabinieri walteten ihres Amtes. Ab Tagliacozzo waren die Stationen von Carabinieri gesperrt.
Der Zug fuhr durch die Nacht. Im Abteil vor dem der Teufelsanbeter

legte ich den Einsatzkoffer und die Stativlampe unter die vorderste Sitzbank. Dann funkte ich Suko auf der Lok zu.

Er meldete sich sofort.

»Hallo, Suko, alles in Ordnung?«

»Bestens, John, ich habe mir als kleiner Junge immer gewünscht, Lokführer zu werden. Jetzt bin ich einer.«

»Sei auf der Hut und halte die Dämonenpeitsche locker. Over.«

Ich schaltete ab und steckte das Sprechfunkgerät weg. Dann kehrte ich ins Abteil der Teufelsanbeter zurück und blieb im Gang zwischen den Sitzen stehen. Die vorher so ausgelassene Stimmung hatte sich verändert. In den Blicken des einen Teils der Gruppe bemerkte ich eine lauernde Erwartung.

Die anderen hatten unterschwellige Angst. Sie spürten instinktiv, daß etwas bevorstand. Candice Bryant schaute mich flehend an. Der grauhaarige Manager hatte den Arm mit besitzergreifender Geste um ihre Schultern gelegt.

Er preßte sie auf den Sitz nieder. Ich wartete schweigend. Der Zug hielt in Tagliacozzo. Menschen stiegen aus, aber niemand stieg ein. Die Teufelsanbeter warteten in atemloser Spannung.

Ein Mädchen mit rotgefärbten Haaren lachte schrill und verstummte. Ein junger Mann und ein Mädchen erhoben sich. Er faßte das Mädchen am Arm und zog sie mit zur Abteiltür.

»Halt, hiergeblieben!«

Die Stimme der Comtessa war wie ein Peitschenhieb. Der junge Mann wandte den Kopf.

»Hören Sie, Comtessa di Morro, Sie haben kein Recht, uns Befehle zu erteilen. Wir steigen hier aus.«

»Ihr bleibt! Setzt euch wieder hin!«

Die Augen der Comtessa schienen zu lodern. Eine starke hypnotische oder dämonische Kraft strahlte von ihr aus. Widerspruchslos nahmen die beiden jungen Leute, die Gäste der Teufelsanbeter waren, ihre Plätze wieder ein.

Der Zug fuhr an. Die Teufelsanbeter atmeten erleichtert auf, denn sie hatten schon befürchtet, der Zug würde hier angehalten und man wolle sie herausholen. Auf dem Bahnsteig sah ich vier Carabinieri stehen, als wir vorbeifuhren.

Jetzt führte Suko die Lok. Um die schmalen Lippen der Comtessa di Morro spielte ein triumphierendes Lächeln. Die Menschen im Abteil waren jetzt völlig still. Rauch von der Lokomotive wehte am Fenster vorbei.

Die dunkle Landschaft flog vorüber, als der Zug an Fahrt gewann und Tagliacozzo verließ. Ein paar Minuten verstrichen in Schweigen. Es war eine Nervenprobe, die ich aber bestand. Ich hatte die Arme vor der Brust verschränkt und wartete ab.

Dann erhob sich die Comtessa.

Sie holte eine Kristallkugel aus ihrer Handtasche und hielt sie auf der linken Handfläche. Ihr Gesicht verzerrte sich zu einer wahrhaft satanischen Grimasse.

»Es gibt keinen Grund, noch länger zu zögern!« kreischte sie. Sie deutete mit dem ringgeschmückten Zeigefinger auf Candice Bryant. »Ergreift Sie, die das auserwählteste unserer Gästeopfer sein soll! Die Jungfrau, die wir Asmodis darbringen wollen! Reißt ihr die Kleider vom Leib und malt ihr die satanischen Zeichen auf! Das Höllentor wird sich öffnen und Asmodis' Hand hervorpacken!«

Candice Bryant schrie auf. Daß sie eine Jungfrau war, hätte ich bisher nicht unbedingt angenommen. Aber, naja, warum nicht die Comtessa wußte sicher, was sie sagte.

Pietro der Satan sprang auf, die Zähne gefletscht, mit ihm die üppige Rosanna.

Sieben weitere Teufelsanbeter erhoben sich. Die übrigen, Gäste und Opfer zugleich, waren wie gebannt von der dämonischen Ausstrahlung der Comtessa und vor Furcht und Schrecken.

Sie duckten sich auf ihren Sitzen wie Lämmer auf der Schlachtbank.

Ich zog mit einer raschen, fließenden Bewegung die Beretta, entsicherte und zerschoß die magische Kristallkugel der Comtessa. Der Schuß dröhnte im Abteil. Tausend Splitter flogen.

Die Comtessa blutete leicht an der Wange, aber sie lachte nur und sagte: »Das nutzt dir gar nichts, John Sinclair! Es ändert nichts! Die Höllenhand packt zu!«

Jemand trat hinter mir ein. Ich wollte schon die Waffe herumreißen, da erkannte ich mit einem Blick über die Schulter den Leutnant. Er hielt seine Dienstpistole in der Faust und war bleich, aber entschlossen.

Er nickte mir zu und sprach auf Italienisch mit den Teufelsanbetern. Dann schaute er mich an und machte mit dem Kopf eine Bewegung zur Abteiltür hin.

Gehen Sie und erledigen Sie, was Sie sich vorgenommen haben, hieß das. Ich halte die Horde in Schach. Der tapfere Mann hatte entgegen der Vereinbarung den Zug nicht verlassen.

Er erwies mir keinen großen Gefallen damit, denn er war den dämonischen Kräften der Comtessa und ihren Teufelsanbetern nicht gewachsen. Doch ich konnte seinetwegen nicht meinen ganzen Plan umwerfen.

Ebensowenig, wie es möglich gewesen war, die Gäste oder Mitläufer der Teufelsanbeter auszusondern und aus dem Zug zu entfernen.

Die Comtessa hob die rechte Hand. Plötzlich glühten ihre Augen rot. Schlagartig erlosch das Licht im Abteil und im ganzen Zug. Die Teufelsanbeter brüllten vor Freude, ihre Opfer vor Schrecken.

Mir blieb nur eine Chance. Nämlich rasch zu handeln und den Kampf gegen Asmodis und die Höllenhand zu führen und zu gewinnen. Denn wenn ich siegte, hatten auch die Teufelsanbeter verloren.

Andernfalls aber… Ich durfte nicht daran denken!

Im Dunkeln stürzte ich aus dem Abteil, zog den handlichen Vampirpflock aus der Tasche und klemmte ihn unter die Abteiltür. Ich trat mit dem Absatz dagegen. Danach steckte er fest, und die sich nach außen bewegende Tür ließ sich auch dann nicht öffnen, wenn kräftige Männer sich dagegen warfen.

Den Leutnant hatte ich nicht mitnehmen können. Ich hoffte nur, daß er vernünftig genug war, sich im Dunkeln zu verbergen oder wenigstens keinen Widerstand zu leisten.

Statt dessen hörte ich drinnen im Abteil zwei Schüsse krachen. Sie übertönten das Geschrei der Teufelsanbeter. Dann erfolgte ein Aufschrei, und es fiel kein Schuß mehr.

Im Dunkeln stieß ich mir das Schienbein an der Sitzbank, als ich die Stativlampe aus dem nächsten Waggon holte. Den Einsatzkoffer ließ ich liegen. Ich kehrte auf die überdachte Plattform zurück.

Und sah mich der Comtessa di Morro gegenüber. Aber sie hatte sich verändert, jetzt zeigte sie ihre dämonische Natur. Denn Asmodis hatte sie schon gründlich infiziert.

Ein düsterer Schein umgloste die hochgewachsene Frau mit dem Brillantschmuck. Vor meinen Augen wurden ihre Hände zu Klauen, ihr Gesicht zu einer Teufelsfratze.

Sie hob die Klauen, und sie brüllte: »Jetzt zerreiße ich dich, John Sinclair! Die Höllenhand packt zu, ganz gleich, was geschieht!«

Sie stürzte sich auf mich. Ich dufte nicht zögern, das war kein Mensch mehr, der mich angriff, sondern ein höllisches Wesen. Eine Kreatur der Abgründe der Finsternis, die nur das Böse kannte.

Ich wich dem Ansturm aus, zog die Beretta, und als die Teufelscomtessa herumwirbelte, schoß ich zweimal. Sie hatte sich überschätzt oder im Eifer des Gefechtes die Vorsicht vergessen.

Die Silberkugeln erledigten sie. Sie brach zusammen und begann, zu Staub zu zerfallen.

Schläge dröhnten gegen die Abteiltür, die immer noch verschlossen war. Die dämonische Comtessa hatte die Tür auf magische Weise durchschritten. Mir stand nun der schwerste Teil meiner Mission bevor.

Suko hatte, nachdem er Tagliacozzo ein, zwei Kilometer hinter sich hatte, absichtlich die Fahrt verlangsamt. Der Personenzug fuhr nicht mehr als 35, höchstens 40 Stundenkilometer.

Ich mußte hinauf aufs Waggondach und meine Lampe einsetzen. Ich legte die Sicherheitssperre zurück und stieß die schwere Zugtür auf. Der Fahrtwind hieb sie gegen die Waggonwand, daß es krachte.

Ich hängte mir die Stablampe, deren Stativ mit den Magnetplatten zusammengeschoben war, am Riemen über den Rücken. Der Fahrtwind zauste in meinen Haaren, als ich auf die oberste Stufe trat und die Waggonkante mit den Händen packte.

Wir näherten uns bergauf fahrend einem Tunnel. Die Lok pfiff, Dampf wehte mir ins Gesicht. Ich hatte mir die Waggons in Celano am Bahnhof angesehen und auch ein paarmal den Klimmzug probiert.

Aber nicht am fahrenden Zug. Los, John! trieb ich mich selber an. Die Stuntmen vom Film schaffen das auch.

Ein Klimmzug, ein Schwung, ich war oben. Mein Herz hämmerte. Ich kroch über das Waggondach und legte mich flach, denn nun fuhren wir in den Tunnel ein. Es wurde stockfinster. Das Dröhnen der Räder schwoll im Tunnel infernalisch an.

Ich atmete Rauch ein und hustete. Dann lag der Tunnel hinter uns. Der Himmel war von dunklen Wolken verhangen, der Ausbruch des Gewitters stand unmittelbar bevor.

Ich erhob mich und lief nach vorn. Das war nicht einmal so schwierig, nachdem ich erst einmal die Angst überwunden und mich an meine Lage etwas gewöhnt hatte.

Der Zug fuhr auf eine Brücke zu, die am Berghang gebaut war. Zur Linken gähnte ein Abgrund. Und dort, bei der Brücke, der wir uns nicht übermäßig schnell, aber stetig näherten, sah ich ein schwaches rotes Glimmen.

Das Tor zur Hölle öffnete sich. Es war höchste Zeit, daß ich etwas unternahm. Aber warum verlangsamte Suko das Tempo nicht bis zum Kriechgang? Ich konnte nicht wissen, daß mein Freund im Führerhaus der Lok schwer zu kämpfen hatte.

Als ich den vordersten Waggon erreichte und gerade die Stativlampe vom Rücken nehmen wollte, sah ich vor mir ein Flimmern in der Luft. Im nächsten Augenblick stand Pietro der Satan vor mir. Der vorher eher zierliche, junge Mann hatte sich verwandelt.

Er war gewachsen und überragte mich jetzt. Als er den Mund öffnete, bleckten zwei lange, dolchspitze Vampirzähne darin.

»Asmodis hat mir meinen größten Wunsch erfüllt!« grollte er, »Ich spüre die Kraft der Hölle in mir. Ich bin ein Dämon!«

Aufbrüllend warf er sich auf mich. Er riß mich um, die Lampe lag neben mir, vom Lederriemen gehalten. Die Hände Pietros des Satans legten sich wie Stahlklammern um meine Kehle. Wir rollten zur Kante des Waggondaches hin.

Mein Kopf ragte über die Kante ins Leere, und Pietro der Satan drückte derart, daß er mir fast das Genick brach. Was ich auch versuchte, ich konnte ihn nicht abschütteln. Und unaufhaltsam fuhr die Lok auf das Höllentor zu, das sich bereits manifestiert haben mußte.

Gleich mußte die Höllenhand erscheinen und den Zug packen! Warum bremste Suko nicht? Ich versuchte, das silberne Kreuz an meinem Hals zu erreichen und gegen den Körper des Vampirs zu pressen.

Doch mir schwanden bereits die Sinne. Aber dann heulte der Vampir auf, sein Griff lockerte sich.

Ich konnte die mörderischen Hände abschütteln. Da sah ich es. Der Hubschrauber der Gebirgsjäger, dessen Einsatz ich am Nachmittag bestellt hatte, war dem Zug gefolgt und flog jetzt genau im richtigen Moment über die Berge.

An der Unterseite des Hubschraubers flammte ein großes Kreuz von Leuchtröhren, an einem Gestänge montiert. Der Anblick hatte den Vampir erschreckt und bei ihm einen Schock mit einem kurzen Schwächeanfall verursacht.

Bevor Pietro der Satan sich wieder fing, schüttelte ich ihn ab, rollte mich zur Seite und warf den Vampir über die Waggonkante. Er fiel, versuchte noch, sich festzuhalten, und stürzte deshalb besonders unglücklich.

Er schlug direkt neben dem Zug auf, sein Oberkörper fiel nach vorn. Unter die Räder. Einem Dämon vom Rang des Schwarzen Todes oder des Spuks hätte das nichts geschadet. Aber für ein dämonisches Wesen niederer Kategorie wie Pietro den Satan war es tödlich.

Sein Todesschrei gellte. Ich keuchte. Über dem Zug flog der Hubschrauber eine Schleife, die Leuchtröhren des Kreuzes blinkten auf. Ich schaute nach vorn und erschrak sehr.

Denn die Lok hatte den Anfang der Brücke schon erreicht. Düsterrot und riesig, von Dämpfen umwabert, gähnte das Tor zur Hölle. Heraus aber streckte sich, weit geöffnet, die Hand des Satans, qualmend, von gelbem und rotem Schein umlodert, mit krallenartigen Fingernägeln.

Jene Höllenhand, die Asmodis durch Aldo Frascatis Verblendung und Narrheit hatte schaffen können.

Dann erfolgte der Ruck, der mich fast vom Waggondach gefegt hätte. Jetzt endlich bremste Suko. Die Räder kreischten. Doch der Zug fuhr noch ein gutes Stück. Ich mußte mich festkrallen. Flach auf dem Bauch liegend packte ich die Lampe.

Das Stativ konnte ich nicht erst ausziehen. Es mußte auch so gehen. Zehn Meter vor dem Höllentor stand die Lok endlich. Aber diese Entfernung war viel zu kurz. Die Höllenhand griff zu, sie legte sich schwer auf die Lokomotive.

Sie drückte derart zu, daß die gemauerte Brücke zu bröckeln begann und sich verformendes Metall kreischte. Eine Hitzewelle raste über mich weg, und höllisches Geheule gellte. Ich riß mir das Kreuz vom Hals, schaltete die Stablampe ein und hielt das Kreuz gegen das Lampengehäuse.

Nichts geschah. Die Stablampe projizierte zwar zwei sich kreuzende Lichtbalken auf die Höllenhand, aber das schien ihr nicht viel zu schaden. Die riesige Hand schüttelte die Lok, drückte sie zusammen und zog den ganzen Zug vor.

Jetzt hörte ich die Teufelsanbeter und ihre Gäste im Waggon schreien. Von vorn gellte ein Schrei, ein paar Schüsse krachten. Suko lebte und kämpfte also noch.

Aber was sollte er gegen die Höllenhand ausrichten?

»Michael! Gabriel! Uriel! Raffael!« schrie ich verzweifelt.

Ein dröhnendes, satanisches Gelächter gellte.

Die Stimme Asmodis', des Herrn der Hölle, hallte wie Donnergrollen: »John Sinclair, Suko, jetzt habe ich euch! Und die anderen mit! Ihr jämmerlichen Würmer, wie könnt ihr es wagen, Asmodis widerstehen zu wollen?«

Ich versuchte es zum letzten Mal. Ich hielt das untere Ende meines geweihten silbernen Kreuzes in den grellen gebündelten Lichtstrahl, den die starke Stablampe aussandte. Der Effekt war enorm.

Ein Brausen ertönte. Silberne Feuerlanzen rasten in Kreuzform auf die Höllenhand zu und trafen sie statt des zuvor harmlosen Lichts. Ein fürchterliches Gebrüll ertönte aus den Abgründen der Hölle. Asmodis war mit der Höllenhand verbunden.

Es donnerte und krachte. Die Höllenhand warf Blasen. Das Tor zur Hölle verfärbte sich und wurde grün und lila. Rauch stieg auf. Vor meinen Augen ließ die Höllenhand die Lok los, die schwer demoliert schräg auf der beschädigten Steinbrücke stand.

Die Höllenhand wurde zu einer riesigen Skeletthand. Und diese färbte sich unter dem brausenden Ansturm des silbernen Lichts schwarz und verbrannte. Sie verkohlte binnen Sekunden zu Asche.

Aus den tiefhängenden Wolken zuckte ein Blitz, als empörten sich die Elemente selbst. Ein krachender Donner folgte. Asmodis' Gebrüll gellte schaurig, brach dann abrupt ab. Das rotglühende Tor zur Hölle aber verschwand von einem Augenblick zum anderen.

Das Brausen hörte auf. Ich nahm das Kreuz weg und küßte es. Ich preßte meine Stirn auf das kalte Metall des Waggondachs, denn ich war völlig ausgepumpt. Ein reinigender Regen strömte herab.

***

Der Rest ist schnell erzählt. Ich funkte Suko an, und er meldete sich. Er war unverletzt. Suko hatte die Lok und den Zug nicht eher stoppen können, denn bei ihm im Führerstand waren die üppige Rosanna und ein weiterer Teufelsanbeter als Dämonen erschienen und über ihn hergefallen.

Suko mußte hart kämpfen, bis er endlich die Dämonenpeitsche einsetzen und die beiden damit vernichten konnte. Das Ende der

Höllenhand hatte er hautnah miterlebt.

»Ob du dieses Silberlicht auch gegen andere Dämonen einsetzen kannst?« fragte er.

»Kaum«, antwortete ich. »Das waren besonderes Verhältnisse und Aldo Frascotis spezieller Tip. Das nächste Mal müssen wir uns wieder etwas anderes einfallen lassen.«

Der Geist Aldo Frascotis erschien nun noch einmal in meiner Nähe. Er winkte mir zu, er hatte seine rechte Hand wieder.

»Ich bin erlöst«, wisperte es in meinen Ohren. »Zwar werde ich meine Taten und Vergehen im Jenseits sühnen müssen, wie jeder Mensch, aber ich verfalle nicht der Hölle. Hab Dank, John Sinclair.«

»Ich danke dir!« rief ich, aber der Geist hatte sich bereits aufgelöst.

Er würde nie mehr erscheinen. Übers Funkgerät erreichte ich die Besatzung des Hubschraubers. Ich meldete, daß die Gefahr vorbei war, und forderte Hilfe an. Sie würde rasch eintreffen, wurde mir zugesagt.

Im strömenden Regen kletterte ich vom Waggondach. Ein Gewitter tobte, aber es reinigte die Atmosphäre. Suko konnte sich aus der demolierten Lok befreien, kroch unterm Zug durch und gesellte sich zu mir.

Im Zug brannte die Notbeleuchtung. Als wir in den Waggon eindrangen, in dem die Teufelsanbeter und ihre ziemlich ahnungslosen Gäste gereist waren, fanden wir sechs in einem Lähmungsschlaf liegende Teufelsanbeter und neun verschreckte und verwirrte Menschen vor. Den Leutnant hatten die Teufelsanbeter nur bewußtlos geschlagen.

Er war nicht weiter verletzt. Den grauhaarigen Manager Candice Bryants hatte durch die Dämonenpeitsche sein Schicksal ereilt. Er fehlte. Wir erklärten den verstörten Leuten, auf was sie sich eingelassen hatten.

Wir warnten sie, sich noch einmal mit einem Teufelskult, Schwarzer Magie und dergleichen abzugeben. Das versprachen sie; sie würden es halten, denn sie waren nach dem heutigen Erlebnis gründlich kuriert.

Bis auf die völlig ahnungslose Candice Bryant handelte es sich um Angehörige der High Society von Rom, für die der Teufelskult ein Gag und ein Nervenkitzel gewesen war. Der Rest von Comtessa Lucrezia di Morros ernsthaften Anhängern war paralysiert.

Mit ihnen würden sich Ärzte und wohl auch Gerichte befassen müssen. Die ebenso naive wie hübsche Candice Bryant war zwar zerzaust, aber unversehrt. Mit großen Kulleraugen schaute sie mich an.

»Mr. Ssinclair«, sagte sie vorwurfsvoll. »Ssie haben mich belogen. Ssie jagen gar keine Gangsster, Ssie jagen Geisster!«

ENDE